

PERRIN, J C

W. Vienna Dec. 21.

M. Perrin's
Reise
durch
Hindostan
und
Schilderung
der Sitten, Einwohner, Natur-Producte und Gebräuche dieses Landes
nach einem
sechzehnjährigen Aufenthalte daselbst.

Nach dem Französischen bearbeitet
von
Theodor Hell.

Erster Theil.

Wien, 1811.
In Commission bey B. Ph. Bauer.

Vorrede des Uebersetzers.

Je wichtiger uns neuerdings Indien in vielfacher Hinsicht geworden ist, und noch werden zu wollen scheint, um so interessanter müssen alle Aufklärungen seyn, die wir über dieses Land erhalten. Und lange hat uns niemand so viele gegeben als Perrin, welcher als Missionair 16 Jahr in Hindostan lebte, und indem er fast das ganze Land durchstrich, was er beschreibt, meist alles an Ort und Stelle sah. Mit mannigfachen Kenntnissen verband er einen gesunden Beobachtungsgeist, und da er als Missionair mit allen Classen Umgang haben mußte und konnte, gelang es ihm, über manche Eigenheiten dieser noch nicht genug gekannten Völker sehr unterhaltende Nachrichten zu erlangen. Anspruchslos tritt er auf, wie auch seine Vorrede zeigt, und diesen so selten gewordenen Ton wird man durch das ganze Werk hindurch finden und lieben lernen. Nur hört der biedere Verkünder des Evangeliums sich hier und da zu gern selbst sprechen, und bey solchen Stellen lediglich war es, wo es sich der Uebersetzer erlaubte, Abkürzungen zu machen, und unwesentliche Dinge auszulassen. Uebrigens hat man einige Noten und Kupfer aus dem ebenfalls unlängst erschienenen Werke des Herrn Legou de Flaix über Hindostan hinzu gefügt. Diese Schrift, von der wir durch den schätzbaren Gelehrten Herrn von Zimmermann eine Bearbeitung zu erwarten haben,

macht aber keinesweges unsers Perrin's Reise entbehrlich, vielmehr dürfte keine ohne die andere bestehen können. Vergebens sucht man in jener die Nachrichten, die man in dieser über Sitten und Gebräuche der Einwohner findet, sie bezieht sich nur hauptsächlich auf merkantile und politische Verhältnisse. Dagegen gibt uns Perrin einen Reichthum von Nachrichten, nicht über Gegenstände der Natur in jeder Hinsicht, sondern besonders über das Volk, das diese berühmten Gegenden bewohnt, selbst. Die Beschreibung der verschiedenen Kasten ist eben so erschöpfend als neu. Nirgends finden wir über die Religion der Indier so viel genaue und neue Notitzen, als in dem zweyten Theile dieser Reisen, und was am Schlusse desselben über die Sprache vorkömmt, wird dem Sprachforscher wichtig, und auch dem Dilettanten interessant seyn. Wir hoffen also den Dank des Publicums verdient zu haben, indem wir durch diese Uebersetzung ein so schätzbares Werk im weitern Kreise zu verbreiten strebten.

Dresden am 9. Februar 1810.

Th. Hell.

Vorrede des Verfassers.

Ich rechne, indem ich dieses Werk dem Publicum vorlege, um so mehr auf dessen Nachsicht, je mehr ich schon seit längerer Zeit fürchte, sie nicht zu verdienen. Kaum vermochte ich mich endlich zu entschließen, einen Nahmen im Reiche der Wissenschaften erscheinen zu lassen, der bis jetzt ganz unbekannt war, und den ich einen Augenblick aus seiner Dunkelheit hervor gerufen zu haben, vielleicht errõthen muß. Man glaubt gewöhnlich, nichts sey leichter als eine Reise zu beschreiben: ich selbst war Anfangs dieser Meinung, und sah meinen Irrthum erst ein, als ich den Schritt, den ich gethan hatte, nicht mehr zurück thun konnte. Ich fühlte mich von einer Sorge nach der andern ergriffen. Mein Gedächtniß, fürchtete ich, könnte mir nicht treu genug seyn, oder meine Einbildungskraft mich verleiten, Anecdoten, denen meine Leser keinen Geschmack abgewinnen würden, der Mittheilung werth zu halten; besonders aber die Geschichte meiner apostolischen Geschäfte in Indien möchte nichts enthalten, was zur Verherrlichung der Religion,

der ich seit so vielen Jahren diene, beytragen könnte. Denn ich trage kein Bedenken, zu gestehen, daß es weit weniger mein Zweck ist, die Neugierde der vielen Müßiggänger zu befriedigen, die nur zum Zeitvertreib lesen, als den wahren Anhängern der Religion die unermeßlichen Schätze der Barmherzigkeit des Gottes zur Bewunderung vor Augen legen, der alle Völker mit seinem Lichte wunderbar erleuchtet, und von einem Pole zum andern sich Kinder wählt.

Der erste Vorwurf, den ich mir erwarte, ist: die Producte Indiens nicht gründlich genug abgehandelt, und keine vollständige Idee von allen Arten der Thiere, welche man daselbst findet, gegeben zu haben; nicht eifrig genug gewesen zu seyn, die Politik der Gouvernements zu enträthseln, und zu wenig ausführlich den Charakter der Bewohner jenes Landes geschildert zu haben. So gegründet dieser Vorwurf aber auch ist, glaube ich doch, den so eben angeführten Grund noch abgerechnet, selbst schon durch den Titel dieses Werkes darauf geantwortet zu haben. Ich gebe eine Reisebeschreibung und keine Geschichte. Ich theile meine Bemerkungen mit, und lasse denen, die nach mir kommen werden, die Hoffnung, noch neue anziehende Bemerkungen machen zu können, bis daß eine geschickte Feder den ganzen Stoff bearbeitet, um die Geschichte des schönsten Landes

zu liefern, welches vielleicht von allen Ländern der Welt am wenigsten bekannt ist, und von dem man die unrichtigsten Ansichten hat.

Ist es endlich nicht ein Empfehlungsgrund bey denkenden Lesern, wenn ein Schriftsteller aus bescheidener Furcht sein Buch lieber nicht vergrößern, als es mit nichts sagenden Vermuthungen anfüllen will? Wie könnte ich also die Gefälligkeit derer, die dem Lesen dieses Werkes einige Augenblicke schenken werden, mißbrauchen, und ihnen einen Roman unter dem ehrenvollen Titel einer Geschichte geben? Eine solche Verletzung der Wahrheit wäre um so unverzeihlicher, je weniger Mittel dem Leser gegen Täuschungen zu Gebothe stehen.

Ich habe bey meiner Mittheilung mich auf Weniges beschränkt, weil ich nichts mehr wußte. Aber selbst dieses Wenige wird es Beyfall finden? Wenn man mich, wie die meisten, die von großen Reisen kommen, beurtheilt, habe ich dann nicht zu fürchten, man werde das Sprichwort auf mich anwenden: Wer weit herkommt, hat gut lügen? —

Nein, mein prunkloser Styl, und die Unbefangenheit meiner Mittheilung werden keine Zweifel übrig lassen, daß ich von der Wahrheit des Gesagten überzeugt gewesen sey. Aber es ist noch nöthig, zu untersuchen, ob mir auch Mittel zu meiner

Belehrung zu Gebothe standen. Ich glaube dieß durch Folgendes zu beweisen. Ich war sehr jung, als ich nach Indien ging, und hatte ein so glückliches Talent für Sprachen, daß, nachdem ich, ohne eben sehr fleißig gewesen zu seyn, 5 Monathe auf die Tamulsprache verwendet hatte, ich im Stande war, das Evangelium in derselben zu predigen. In der Folge brachte ich es in drey Monathen dahin, mein Amt in Thelingan zu verwalten. Mehr als acht Jahr hatte ich täglich, ja stündlich, mit den Indianern aller Kasten zu thun. Mehr als ein Mahl und auf verschiedenen Wegen durchwanderte ich den größten Theil des Landes, so daß ich jedes Jahr acht Monath lang herum reiste. Ich hielt mich jedoch an mehreren vorzüglichen Orten eine beträchtliche Zeit auf. Man wird mir zugestehen, daß ich diese Hülfsmittel vor andern voraus hatte, und dadurch in den Fall kam, eben so gut, wo nicht mehr als einer meiner Mitbrüder, und weit mehr als ein Weltlicher, sey es ein Kaufmann, ein Soldat oder selbst der Gouverneur eines Ortes, Beobachtungen zu machen und Abenteuer zu bestehen; denn ohne das, was gewisse Personen über-Hindostan geschrieben haben, verdächtig machen zu wollen, kann ich doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß sie die meisten in ihren Schriften aufgeführten Thatsachen unerwiesen lassen. — Die Europäer kommen aus Furcht vor so manchen Entbehrungen nicht bis in

das Innere von Indien; oder sind sie durch Handelsangelegenheiten genöthigt, von einer Stadt zur andern zu reisen, so eilen sie, dieses unangenehme Geschäft möglichst schnell zu beendigen, so daß sie von früh bis Abends die armen Träger ihres Palankins 15 Meilen machen lassen, während sie sanft in dieser Sänfte schlafen. Fällt es ihnen ein, etwas darüber niederzuschreiben, so können sie es nicht aus eigener Ansicht, sondern bloß nach den Berichten anderer Personen thun, theils weil sie der Sprache des Landes unkundig sind, theils weil dessen Bewohner ihre Gesellschaft meiden. Die Dobachis müssen ihnen daher die zu ihrer Mittheilung nöthige Kenntniß an die Hand geben. Wer steht ihnen aber dafür, daß der Dobachi ihre Fragen gehörig faßt, und daß sie selbst seine Antworten ganz verstehen; daß er mit dem Gegenstande der Mittheilung nicht unbekannt sey, und gesunden Verstand so wohl als richtig geleitete Fantasie besitze, um nicht zu irren. Man kann auch wohl den guten Willen mancher Erzähler in Zweifel ziehen, welche voll von Vorurtheilen und unlautern Meinungen es nicht unterlassen können, ihre Grundsätze in Schriften überzutragen, die doch mit ihren verkehrten Meinungen nichts gemein haben, und die bloß, was sie gern gesehen hätten, keineswegs aber was sie wirklich gesehen haben, erzählen.

Doch indem ich so einigen Reisenden den Prozeß mache, reitze ich die Kritik gegen mein eigenes Werk, so wohl der Fehler wegen, die sich in dasselbe eingeschlichen haben können, als auch, damit mir Gleiches mit Gleichem vergolten werde. Was für ein Grund aber nur immer die Kritiker bestimmen mag, ich unterwerfe mich ihnen, ja ich wünsche ihre Beurtheilung, voraus gesetzt, daß sie dazu dient, mich zu belehren, und meine Leser vor Irrthümern zu sichern, zu denen ich wider meinen Willen sie hätte veranlassen können.

Inhalt
des ersten Theiles.

Seite

Zweytes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Zweytes Kapitel.

Seite

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Dritte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.

Fünfte Abtheilung.

Sechste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Zweytes Kapitel.

Reise
durch
Hindostan
von
M. Perrin.

Erster Theil.

Abreise von Europa nach Hindostan.

Es war im Jahre 1777, als ich von Paris nach dem Hafen von l'Orient abreiste, wo ich mich einschiffen sollte. Ich reiste in Aufträgen der Herren des Seminars, das für Missionen ins Ausland bestimmt ist. Sie waren vor kurzem vom heiligen Vater und von der Französischen Regierung mit der so genannten Malabarischen Mission beauftragt worden. Bis dahin hatten die Jesuiten sie besorgt, deren Gesellschaft aber seit einigen Jahren aufgehoben worden war.

Ich kann die rührende Feyerlichkeit nicht mit Stillschweigen übergehen, welche bey der Abreise jedes Missionärs Statt findet, die auch ich nun veranlaßte, und deren Gegenstand ich war. Sie bestand in Folgendem. Den Abend vor meiner Abreise begaben sich alle Geistliche, aus denen das Haus der Missionen bestand, beym Geläute der Glocken in den, frommen Uebungen gewidmeten Saal. Ich saß, und zwar der Versammlung gegen über. Der Superior, er hieß damahls Burgurieu, ein Greis von mehr als 80 Jahren, hielt eine Anrede an mich über die Größe und Wichtigkeit der apostolischen Geschäfte, zu welchen die göttliche Vorsehung mich rufe. Er schloß mit folgenden oder doch gleichbedeutenden Worten: „Um Sie, mein Herr, von der religiösen Achtung zu überzeugen, von der wir für ihr erhabenes Amt durchdrungen sind, dessen göttliche Geschäfte jene Worte der heiligen Schrift anzuwen-

den verstatten: „„Sehet da die Füße derer, welche das Glück des Himmels verkündigen, derer, welche die Bothen des Friedens sind"" — kommen wir, demüthig vor Ihnen niederfallend, diese fortan heiligen Füße zu küßen; denn sie werden nun wandeln, um Seelen zu retten." Als er dieß gesagt hatte, näherten sich mir alle diese ehrwürdigen Männer, die ich aus Ehrfurcht kaum anzublicken wagte, auf den Knien. Ich fühlte ihre brennenden Lippen auf meinen Füßen. Das war der Abschied, so wie man von allen Missionären ihn nimmt; fast stets ein Abschied auf ewig.

Ich kam gegen Ende des Januars zu l'Orient an, schiffte mich in den ersten Tagen des Februars auf dem Aquilon, einem Schiffe von 500 Tonnen, ein. Herr von Vigne-Russau commandirte es. Es würde mich sehr in Verlegenheit setzen, wenn ich das, was die ersten 8 bis 10 Tage der Reise um mich her vorging, erzählen sollte. Die Seekrankheit, an welcher ich gleich Anfangs litt, griff mich so an, daß ich mich davon ganz aufgelöst fühlte. Nur die Schreckensbilder des Ertrinkens und Scheiterns schwebten mir vor. Ein kühles Lüftchen schien mir ein Sturm. Eine einfache Woge erschien mir in Riesengestalt. Nichts schien mir widernatürlicher, als auf der See etwas zu genießen; auch nahm ich wirklich fast die ersten 10 Tage lang nicht das Geringste zu mir. Einen Monath ungefähr nach der Einschiffung hatten wir Windstillen, die 8 bis 10 Tage dauerten. Sie fingen sich an, als wir die Insel Parma im Gesichte hatten. Ein herrliches Land ist diese Insel, von Weinbergen bedeckt, deren Anblick uns jedoch wenig Freude machte, weil wir ihn zu lange hatten. Von diesem Zeitpuncte an folgte ein Unfall dem andern: bald nöthigten uns Windstöße, alle Segel einzuziehen, bald mußten wir widrigen Windes halber 100 Lieues laviren, um tausend Toisen zu gewinnen. Hier

zeigte sich ein Leck, gegen den 4 Pumpen kaum genug arbeiten konnten. Dort drückte ein heftiger Wirbelwind die Segel gegen die Masten, und drohte das Tauwerk zu zerreissen. Ein anderes Mahl stürzten die Wogen über das Schiff, oder drangen durch die Stückpforten, überschwemmten uns, und drohten mehr als einmahl den Untergang. Eines Tages stieß eine kleine Wasserhose, die sich im Wasser des Schiffs brechen mußte, auf unsern Bogspriet, zerschmetterte ihn, und nahm ein Stück seines Vordertheils und den Schiffsschnabel mit fort. Schon 3 Monath waren wir in See, als man endlich in großer Ferne ein Land entdeckte. Da wir guten Wind hatten, waren wir in wenigen Stunden im Stande, das feste Land von Afrika zu erkennen. Nun erhob sich ein ernsthafter Streit unter den Officieren, wohin man die Richtung nehmen solle. Ich weiß nicht, weßhalb man der unrichtigsten Meinung folgte. Wir zogen alle Segel auf, nahmen die Richtung nach der Küste, und waren nur noch einige Flintenschußweiten davon entfernt, als wir unsern Irrthum einsahen, und die Holz-Bay entdeckten, eine Bay von Hottentotten bewohnt, welche Menschenfresser sind. Wir setzten sogleich alle Segel bey, änderten unsere Richtung und waren so glücklich, diesem verderblichen Gestade zu entgehen, jedoch in Verzweiflung, so nahe am Lande es nicht betreten zu dürfen. Wir eilten daher mit Blitzesschnelle, uns ein anderes Land zu suchen, wo wir hoffen könnten, unsers Gleichen nicht zur Mahlzeit zu dienen. So segelten wir lange, ohne des Laufes, den wir zu nehmen hatten, gewiß zu seyn. Oft versagte uns Mittags die Sonne einen ihrer Strahlen, um die Breite zu beobachten, und die Strömungen, deren Schnelligkeit sich gar nicht berechnen ließ, nahmen uns, dem Zufall preis gegeben, mit fort, so daß wir den Grad der Länge noch weit weniger zu wissen im Stande waren.

Schon verlor man den Muth und murrte, als der wachehabende Matrose von der Höhe der Masten „Land!" rief. Wir erkannten sehr bald, daß es die ungeheure Insel Madagascar sey. Es war in der That traurig, Falsebaie gegen Foulepointe zu vertauschen; aber bey der Noth, in welcher wir waren, gewährte uns jede Küste, wo man landen konnte, einen entzückenden Aufenthalt. Ueber dieß kannten wir durch den Ruf die Ochsen von Madagascar, und nahmen uns vor, uns weidlich davon zu nähren. Neues Unglück! Wir hätten die Insel östlich umsegeln sollen, und hatten uns zu sehr in entgegen gesetzte Richtung bringen lassen; das Schiff war überdieß, wie die meisten Kauffarthey schiffe, kein so guter Segler, um einen weniger guten Wind benutzen zu können. So waren wir nach einigen unnützen Versuchen genöthigt, diesen Plan aufzugeben: wir entfernten uns, um bessern Wind zu finden, indem wir weiter ausholten, und hofften im schlimmsten Falle, wenn wir, außer der bereits zurück gelegten 3500 Französischen Meilen, noch einige hundert gemacht haben würden, endlich wohl eine wirthbarere Küste zu finden, als die war, welche sich nur unsern Blicken zeigte, um uns nicht vergessen zu lassen, daß es hier unter dem Monde noch Berge und Thäler, besonders aber Unfälle gebe.

So vergingen 8 Tage, während welcher wir so ziemlich auf gutes Glück und in düsteres Schweigen versunken fortsegelten, als wir eines Abends den Ausbruch eines Vesuvs wahrnahmen. Es war der der Insel Burbon, von welcher wir 20 bis 25 Französische Meilen entfernt waren, und wo wir des andern Tages an einer Stelle, St. Denis genannt, landeten.

Dieser Theil der Küste ist mit kleinen Felsen und einer Menge dicht über einander liegender unförmlicher Kieselsteine bedeckt, über welche hin die Wogen ohne Unterlaß

und in gewaltiger Bewegung sich brechen; so daß es unmöglich ist, Schiffe über die Brandung hin zu führen. Da jedoch diese Stelle einen guten Ankerplatz gewährt, hat man doch auf ein außerordentliches Mittel für die Sicherheit der Personen, welche an das Land gehen wollen, bedacht seyn müssen. Man hat Folgendes ausgedacht, und bedient sich dessen auf immer. Man hat aus dicken Bohlen eine Art Brücke gemacht, die sich ein großes Stück in das Meer hinein erstreckt, deren eines Ende festgemacht ist, das andere hingegen über dem Wasser schwebt und den Schiffen zur Zuflucht dient. Das letztere wird durch 2 ungeheure Ketten gehalten, welche an starke, weiter rückwärts und an dem Kopfe der Brücke stehende Pfähle befestigt sind. Eine Strickleiter, die neben den Ketten herab hängt, und unter welcher die Schiffe ankommen, dient den Reisenden, auf diese künstliche Terrasse zu kommen.

Ich fordere jeden, der Lust hat, auf, mit mir die Insel Burbon zu besehen. Sie werden ein Land finden, das den Folgen der merkwürdigen Katastrophe entgangen zu seyn scheint, durch welche die Erde einen Theil ihrer Reitze und ihrer Fruchtbarkeit verlor.

Dieser herrliche Strich Landes liegt unter dem 22. bis 23. Grade der Breite, und erfreut sich folglich eines ewigen Frühlings. Alle seine Gebirge drängen sich im Mittelpuncte der Insel zusammen. Aus der Mitte der höchsten derselben wirft ein majestätischer Vulkan sein friedliches Feuer, das höchstens den wilden Kaffern schädlich wird, die, um der Sclaverey zü entgehen, sich in Gegenden zurück ziehen, welche zu dicht an dem Krater liegen. Die Küsten der Insel Burbon, welche einen Kreis von beynahe 40 Stunden im Umfange bilden, sind ungemein lachend und sehr fruchtbar. Man baut daselbst vorzüglich Türkisches Korn, Kaffeh, wovon der beste dem von Moca gleich kommt, und Orangen von außerordentlicher

Schönheit und herrlichem Geschmacke. Die Zäune, welche dazu dienen, die Wege dieses bezaubernden Landes zu bezeichnen, bestehen aus Citronen-, Granaten- und Orangen-Bäumen. Man hält es für ausgemacht, daß sich auf dieser Insel kein giftiges Gewürme aufhalte: und hat mich, glaube ich, sogar versichert, daß es weder Ratten noch Mäuse daselbst gebe; auch erinnere ich mich nicht, Katzen gesehen zu haben. Man lebt auf Burbon sehr gut. Die Ochsen sind zwar sehr klein, haben aber ein zartes Fleisch; das Geflügel daselbst ist vortrefflich, besonders die Tauben; kurz es ist der ruhigste und angenehmste Punct auf der Erde. Die Landeseinwohner sind groß, schön und wohlgestaltet. Die Männer wissen sich so geschickt der Flinte zu bedienen, daß sie in der größten Schußweite den kleinsten Vogel in der Luft treffen. Was aber in ganz anderer Hinsicht viel werth ist, sie sind ausgezeichnet sittlich. In den Familien herrscht Arbeitsamkeit und Ordnung; die Weiber sind bescheiden und verschwiegen, die Mädchen kennen keine andere Gesellschaft als die ihrer sanften und liebenswürdigen Mütter. Ihre Erhohlungen bestehen in einer kurzen Abend-Promenade und in dem Umgange mit ihren tugendhaften Verwandten. Ueber diese Reinheit und Einfachheit der Sitten muß man um so mehr erstaunen, als diese glücklichen Insulaner nur 30 Stunden von Isle de France entfernt sind, das schon seit langer Zeit durch Sittenlosigkeit berüchtigt ist.

Wir verweilten 10 Tage in diesem lieblichen Lande, und verließen es, um unserer Bestimmung zu folgen. Wir hatten bis Pondichery, dem Ziele der Reise, nur noch 1500 Lieues zu machen, die wir bey stets gutem Winde glücklich zurück gelegt hatten.

Als ich eines Tages mit Aufmerksamkeit die ruhige Fläche des Meeres betrachtete, hörte ich in einer mäßigen Entfernung vom Schiffe das Zwitschern mehrerer Arten

Vögel; ich warf einen Blick dahin, und bemerkte deren zu Tausenden. Sie saßen auf einer gekrümmten schwärzlichen Fläche, die ich für einen Metallfelsen gehalten haben würde, hätte sich diese Masse nicht bewegt. Es war der ungeheure Leichnam eines Wallfisches, der ziemlich fern von seinem Geburtsorte gestorben war. Einige Zeit nachher und als wir die Insel Ceylon entdeckt hatten, zeigte ein neues Schauspiel sich unsern Blicken. Das Meer wurde von einer Menge Wasserschlangen bedeckt, die ungefähr vier Fuß lang waren und dem Schiffe entgegen schwammen, als wollten sie uns umlagern. Diese Thiere sind in diesen Gegenden sehr gewöhnlich, besonders an der Küste. Sie sind zwar nicht sehr, aber doch etwas giftig; denn als einer meiner Bedienten einige Jahre nach meiner Ankunft in Hindostan von einem solchen Thiere gebissen wurde, schwoll ihm sogleich der Fuß, das Bein und der Schenkel, jedoch ohne daß es Folgen hatte. Kaum hatten die Schlangen uns verlassen, so erkannten wir die Küste Coromandel, wir näherten uns ihr ohne alle Schwierigkeit, und kamen, indem wir nordwestwärts steuerten, sehr bald auf der Rehde von Pondichery an.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als ein großer Haufen Indianer, so nackt, als es nur mit den Regeln einer sehr wenig schwierigen Decenz besteht, in Booten oder Chellingues an Bord kam, um uns an das Land zu bringen, weil man mit Hülfe Europäischer Fahrzeuge sich nicht würde ausschiffen können, indem diese durch die Wogen oder durch die Brandung, welche sich längs der Küste hin bis zur Höhe eines Gebirges erhebt, unfehlbar untergehen müßten. Ganz anders ist es mit dem Indianischen Boote, welches ganz für jenen Zweck eingerichtet ist. Es besteht aus Bretern, die noch nicht die Dicke eines Daumens haben. Diese Breter sind längst des ganzen Fahrzeuges mit Stricken oder Bindfäden, welche die Stelle

der Nägel vertreten, und wie Schlingen wirken, an einander befestigt, so daß diese Indianischen Boote leicht und elastisch sind. Sie folgen willig der Richtung der Brandung; man hat in ihnen nichts weiter zu besorgen, als oft von den Wogen bespritzt zu werden. So zerbrechlich sie auch gebaut zu seyn scheinen, so schifft man doch Kugeln, Mörser und selbst Achtundvierzigpfünder auf sie ein.

Erster Theil.

Etwas über Hindostan im Allgemeinen.

Jedermann weiß, daß Hindostan eine große Halbinsel ist, unter der heißen Zone gelegen, und fast ganz vom Meere und dem Ganges umgeben. Dieses Land wird von mehreren Flüssen bewässert, deren berühmtester der im Norden befindliche Ganges ist. Nimmt man diesen, den Krigua und einige andere Flüsse aus, so sind die übrigen nur Bäche, die einen Theil des Sommers hindurch versiegen.

Man findet sehr wenig Quellwasser; auch macht man keinen Gebrauch davon, weil es die Indianer für schädlich halten.

Um die Quellen zu ersetzen, ist das Land mit Teichen und Behältern bedeckt, welche Regenwasser zu enthalten bestimmt sind. Es ist kein Dorf (Aldée), das nicht einen oder mehrere Teiche besäße. Man benutzt das Wasser nicht bloß für Menschen und Vieh, sondern auch zur Beförderung des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Es gibt Teiche von allen Formen und allen Größen, Vierecke von 10—12 Fuß bis zu 2 und 3 Lieues im Umfange.

Einige sind von der Natur selbst gebildet worden; bisweilen hat man die Lage der Gegend benutzt; man hat durch Wege und Dämme das vervollkommnet, wozu die Natur nur den Entwurf gegeben hatte. Auch trifft man nicht selten Dämme, welche 500 bis 1000 Toisen und darüber lang sind, eine Breite von 30—50—80 Fuß und die nöthige Höhe haben.

Kleinere Teiche sind gewöhnlich bloß Producte des Fleißes, mit steinernen Stufen rings umher versehen, und mit Geländern verzieret. Man findet deren sehr schöne, vorzüglich in den Gegenden der berühmtesten Tempel und in den Orten, wo durch den Handel ein höherer Wohlstand herrscht. Zu Savenour, einer 150 Lieues von Pondichery entlegenen Stadt, findet man gegen Abend zu einen Teich, der den Römern Ehre gemacht haben würde. Er bildet ein kleines Viereck von ungefähr 20 Toisen Tiefe, und etwa 100 Fuß langen Seiten. Er ist von schönen Quaderstücken angelegt und hat einen Schneckenweg, der bis auf den Grund führt; so daß das Vieh zur Tränke geht und zurück kehrt, ohne denen, welche zu gleicher Zeit hinab gehen, hinderlich zu seyn. Dieses Werk ist in der That ein Wunder in einem Lande, wo die Betriebsamkeit durch die Fruchtbarkeit des Bodens, durch die Unbekanntschaft mit fast allen Bedürfnissen, und durch den Despotismus der Regierung unterdrückt wird. Es regnet in Indien sehr selten, besonders auf der Küste Coromandel. Einige Tage im Aprill und ungefähr die Hälfte des Novembers — das ist die ganze Regenzeit, die man im Laufe des Jahrs vom Cap Camorin bis Bengalen erwarten kann. Aber das ist auch kein Regen, wie man in Europa ihn hat, es ist eine wahre Sündfluth. Ich sagte, der Regen sey auf der Küste Coromandel seltner als anderswo. Auf der Küste Malabar hält er in der That sehr lange an, d. h. im Süden der Halbinsel;

und zu Goa regnet es, vom Junius an gerechnet, 6 Monath hinter einander. Diese Ueberschwemmungen sind übrigens so örtlich, daß, während eine Gegend in den ungeheuern Wasserfluthen, welche ihre Oberfläche bedecken, zu versinken scheint, eine benachbarte, nur durch einige Berge von jener getrennt, die Gluth der Sonne auszuhalten hat.

Eine sehr lästige Erscheinung, von der ich zu Goa Zeuge war, ist: daß so bald sich die Athmosphäre durch den Regen abgekühlt hat, der ganze Boden mit Heuschrecken wie besäet ist. Kein Ort ist vor diesem Ungeziefer sicher: Stühle, Tische, Betten, Schüsseln, Teller, alles ist damit bedeckt. Das ist auch die Jahreszeit der Blutigel, deren Menge eben so groß ist, als die der Heuschrecken; sie hängen sich an alle lebende Körper an, mit denen sie in Berührung kommen, halten sich aber nur an den vom Regen benetzten Stellen auf.

Da ich zur Regenzeit unter Weges war, sagte mir ein Portugiesischer Officier vom Posten Pangin, daß ich Biches antreffen würde. Da ich glaubte, er spreche von Hirschkühen, freute ich mich auf diese Zusammenkunft; als ich aber bald nachher bemerkte, daß sämmtliche Dienerschaft mit Blutigeln und Blut bedeckt war, belehrte man mich, daß das Wort Biche einen Blutigel bedeute; und seit der Zeit fürchtete ich sie mehr, als man sich vor den Wölfen scheut.

Die Temperatur ist in Hindostan sehr verschieden. In Pondichery, das unter dem 11. Grade 50 M. liegt, ist das ganze Jahr lang eine brennende Hitze. In Goa, das ungefähr in derselben Breite sich befindet, ist es noch heißer, jedoch nur einige Monathe. Ponganour, 60 Lieues von der Küste Coromandel nach Westen zu, genießt ein gemäßigtes Klima. In Krischua-Bouram und anderen Städten, welche dieselbe Lage haben, ist jedoch

das Klima weniger gemäßigt als in Ponganour. Dieser Unterschied beruht auf der Nähe und der Lage der Gebirge, auf der Nähe oder Ferne der Waldungen, der Teiche, der Beschaffenheit des Bodens, nach welcher derselbe mehr oder weniger geschickt ist, die Lichtstrahlen einzusaugen oder zurück zu werfen, und endlich auf der Art der Winde. Alle diese Ursachen und mehrere andre, die ich nicht kenne, erzeugen eine Verschiedenheit der Kälte und Wärme auf demselben Erdstriche. Aus diesem Grunde ist die Hitze in Aegypten eben so unerträglich als die, welche man in Moca aushalten muß, ungeachtet des ungeheuern Unterschieds von 15 Graden.

Ob es gleich in Hindostan ziemlich kalte Gegenden gibt, kennt man doch daselbst weder Schnee noch Eis, wenigstens in den Ländern nicht, die ich durchgereist habe; und will man in Gespräch etwas mit diesen beyden Kindern des Nordwinds vergleichen, so bedient man sich einer Umschreibung. Um z. B. zu sagen: „Es fällt Schnee,“ drückt man sich so aus: „Panueou ppôl magei pinngra pôle,“ welches bedeutet: „Es fällt, wie ein Regen aus Baumwollenflocken fallen würde.“

Dessen ungeachtet unterscheidet man die Jahreszeiten wie in andern Ländern. Tage von 10 Stunden sind die des Winters, aus den 14stündigen Tagen besteht der Sommer. Die Nordwinde, oder vielmehr was man Nord-Mousson nennt, bestimmen den Winter noch mehr als die Entfernung der Sonne: der Rest des Jahres theilt sich in die Süd-Mousson, so wie in Ost- und Westwinde, welche sehr unbeständig sind.

Man fürchtet sehr die Windstöße im Monath April und October, und nicht ohne Grund. Nichts gleicht dem Ungestüm dieser Stürme; sie entwurzeln die Bäume zu Tausenden, und nehmen alles, worauf sie stoßen, mit sich fort.

Uebrigens ist unter allen Winden in diesen Gegenden der Westwind, sonst Landwind genannt, der lästigste und verderblichste. Er erhebt sich zwischen den beyden Moussons, die er bisweilen in ihrem Verlaufe hemmt, indem er einen Theil der Zeit hindurch weht, welche für eine von beyden bestimmt ist. Er weht ziemlich leise, aber er weht Gluth, eine verzehrende Gluth, welche die Kraft des stärksten Mannes lähmt, und, ohne Schweiß zu erregen, den Körper austrocknet. Wahrscheinlich bekommt er diese schädliche Wirkung nur dadurch, daß er über eine stets brennende Sandfläche von 30 Lieues hinstreicht, und die feinsten Bestandtheilchen dieses Bodens mit sich führt. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß derselbe Wind auf der andern Seite der Gebirgskette, welche Hindostan vom Norden nach Süden hin durchschneidet, und welche man les Gattes nennt, frisch und angenehm ist, weil er dort bloß erst Waldungen, bebaute Felder und Heiden durchstrichen hat. Die Wirkungen dieses mörderischen Windes sind eben so schnell als verderblich. Einer meiner Missions-Brüder, der noch jung war, wurde während der Mahlzeit davon ergriffen, fiel augenblicklich bewußtlos hin, und starb einige Minuten darauf. Ich hätte beynahe zu derselben Zeit das nähmliche Schicksal gehabt, aber meine gute Natur und ein kühler Seewind, der gerade noch zu rechter Zeit sich erhob, retteten mich *).

So lange diese Winde anhalten, bleiben die Indianer

*) Die schädliche Einwirkung dieses Windes erkennt man an einer fast betäubenden, durch den ganzen Körper sich verbreitenden Hitze: man fühlt sich über dieß so abgespannt, daß man sich nur durch den Genuß geistiger Getränke helfen zu können glaubt. Aber wehe dem, der dieser Stimmung folgt! Er fühlt sich wie von Furien getrieben und von einem brennenden Fieber gequält, welches peinlich auf den Kopf wirkt. Ich spreche aus Erfahrung.

im Innern ihrer Wohnungen verschlossen, plaudern mit ihren Freunden oder schlafen. Die Europäer, noch vorsichtiger als die Indianer, begraben sich, so zu sagen, in ihren abgelegensten Gemächern, während ihre Diener alle Stunden die Zimmer, welche an das von ihren Herren bewohnte stoßen, mit Wasser überschwemmen, so daß diese nun Luft, die mit Wasserdünsten geschwängert ist, einathmen.

Selten halten die Landwinde einige Tage ununterbrochen an. In der Regel erhebt sich alle Tage gegen Mittag, bisweilen früher, ein kühler Morgen- oder Seewind. Kaum zeigt er sich, so athmet man auch schon leicht, und vergißt, was man gelitten hat. Ein Geistlicher, der vormahls in Pondichery wohnte, hat mich versichert, daß in einem gewissen Jahre die so eben erwähnten Winde 40 Tage und Nächte anhielten, ohne von einem erfrischenden Winde unterbrochen zu werden. Man urtheile, was für schreckliche Folgen diese Plage gehabt haben mag.

Aus dem Gesagten folgt, daß das Klima im größten Theile Hindostans ziemlich unangenehm ist, besonders an den Küsten und in der Nabobschaft von Carnatte, einem sehr sandigen und ziemlich holzarmen Lande. Dessen ungeachtet muß man gestehen, daß man für die Beschwerden des Tages durch den Genuß der herrlichen Nächte fast entschädigt wird. Nichts gleicht in der That ihrer Schönheit in diesem glücklichen Himmelsstrich. Der Himmel ist stets geschmückt mit Millionen Sternen, bey deren sanftem und ruhigem Lichte man die meisten Gegenstände unterscheiden kann. Nur mit Mühe entreißt man sich dem Genusse, den dann jeder lustwandelnd auf der Terrasse seines Hauses findet; und nicht selten durchwacht man die ganze Nacht, sicher sich des andern Tags während der Hitze durch den Schlaf zu entschädigen.

Ich muß hier bemerken, daß es sehr gefährlich seyn

würde, in freyer Luft und bey fallendem Thaue einzuschlafen, besonders wenn man vorher gegessen hat. Die Indianer halten es für ausgemacht, daß die Unverdaulichkeit, welche solch ein unvorsichtiges Benehmen zur Folge haben müßte, unmittelbar den Tod nach sich ziehen würde. Sie führen eine große Menge Beyspiele an, um diese schreckliche Behauptung zu rechtfertigen, und man hat keines entgegen zu stellen, um ihre Besorgnisse über diesen Punct zu entkräften.

Erste Abtheilung.

Ueber die Fruchtbarkeit Hindostans und seine vorzüglichsten Producte.

Es gibt wenig Länder, die so fruchtbar sind, als das, wovon ich zu sprechen unternommen habe; aber bey jedem Schritt sieht man die Natur in ihrem Wirken durch die Hindernisse gehemmt, welche eine nichts weniger als aufmunternde Regierung in den Weg legt. Auch bleiben unermeßliche Flächen des fruchtbarsten Bodens unbebaut; weil die Härte und Ungerechtigkeit des Fürsten, der allein Eigenthümer des Bodens ist, jeden vom Ackerbau entfernt. Wir werden, bey Beurtheilung der verschiedenen Regierungen des Landes, auf diese Bemerkung zurück kommen.

Unter der Fruchtbarkeit Indiens verstehe ich alle Reichthümer seines Bodens, so wohl die, welche die Natur den Bewohnern zum Genusse darbiethet, ohne von ihnen etwas anders zu fordern, als daß sie die Hand öffnen,

nen, um ihre Gaben zu empfangen, z. B. die Bergwerke, die Waldungen, das Wasser; als auch diejenigen, welche der menschliche Fleiß in Vereinigung mit der gütigen Natur hervor bringt.

Die Bergwerke.

Es ist bekannt, daß es in den Gegenden von Delhi und in den Gebirgen von Golconda Bergwerke gibt, welche köstliche Steine und Metalle enthalten. Man könnte nach der unendlichen Menge Rubinen, womit die Indianer und Indianerinnen sich schmücken, genau die Ergiebigkeit der Bergwerke beurtheilen, wenn diese so gut wie bey uns bearbeitet würden. Die Fischerküste liefert Perlen in Menge; und man findet auf den Wegen und Gebirgen Steine, die reichhaltig an Eisen, und andre, welche mit Kupferblättchen durchwebt sind; aber man zieht von diesen Reichthümern fast keinen Vortheil. Hammerwerke, Schmelzhütten, Schmieden — das alles ist in diesem Lande unbekannt. Die armen Leute bringen 10 — 15 — 20pfündige Stücke Eisenerz auf die Märkte (Basards), wo sie sie um eine Kleinigkeit verkaufen. Der Arbeiter, welcher sie kauft, reinigt sie im Feuer von den fremdartigen Theilen; dann bearbeitet er dieses neue Eisen ohne andere Vorbereitung.

In einigen Cantons des Landes trifft man den Boden mit mineralischem Salze vermischt an. In der Gegend von Savenour, an den Gränzen des Königreichs Maissur, findet man ihn in Menge. Es ist der bedeutendste Gegenstand des Handels, den die Bewohner von Savenour mit den Portugiesen von Goa und Salcette treiben. Uebrigens hat das Verfahren, dessen man sich bedient, dieses mineralische Salz (Bergsalz) zu gewinnen, nichts besonders Merkwürdiges. Man macht mitten auf einem metallhaltigen Felde eine Tenne, man pflastert sie

mit kleinen Kieselsteinen von ziemlich unregelmäßiger Form, um kleine Lücken zwischen ihnen zu lassen. Man legt dann ziemlich dicht eine Schicht Erde auf dieses höckerichte Pflaster, wäscht sie, um die Salztheile davon frey zu machen, welche sich in die genannten kleinen Zwischenräume legen, und entfernt die gehaltlose Erde. Nachdem man das mineralische Salz einige Stunden hat trocknen lassen, sammelt man es sorgfältig, und füllt es in Säcke, um es auf dem Rücken der Ochsen, wohin es nöthig ist, zu schaffen.

Muscheln.

Die Muscheln sind ebenfalls ein herrlicher Zweig des Handels für die Indianer, und eine Quelle des Reichthums, der Annehmlichkeit und selbst der Sinnlichkeit. Obgleich die Meereswogen jeden Augenblick eine große Menge derselben an die Küsten werfen, so würde das doch für den Bedarf nicht hinreichen. Auch thun wirklich sehr viele arme Familien nichts anders, als daß sie Muscheln sammeln: sie fischen ganze Körbe voll, und thürmen sie auf dem Sande zu Haufen auf. Diese Muscheln geben, wenn man sie brennt, einen Kalk, der zehn Mahl kittender und fester ist, als der des Kalksteins. Ich werde die Vorzüge jenes vor diesem, bey den über die Gebäude dieses Landes zu machenden Bemerkungen, zu erwähnen Gelegenheit finden. Abgesehen von diesem Gebrauche verwenden die Indianer auch diesen Kalk zu ihrer Nahrung, und zwar auf folgende Art: Sie nehmen das Blatt eines kleinen, Betel genannten Baumes, welcher einem großen Orangen-Baume sehr ähnlich ist, und dessen Blätter das Fleisch, die Glätte, und so ziemlich das Gewebe, die Farbe und Form der Blätter des Nußbaums haben. Sie nehmen, sage ich, ein Blatt des Betels, wickeln etwa einer Erbse groß von dem aus Muscheln bereiteten Kalke

hinein, und kauen diese beyden Substanzen nebst einem Stücke von der Areka-Nuß, welche an Härte und Größe der Muscat-Nuß ähnlich ist. Dieses Nahrungsmittel bewirkt die Absonderung eines rothen und stark riechenden Speichels in großer Menge; es wirkt ganz ungemein auf das Blut, stärkt den Magen, und kann ziemlich lange, das heißt, ganze Tage, die Stelle jedes andern Nahrungsmittels vertreten, und jedes Gefühl des Bedürfnisses entfernt halten.

Unter den Muscheln, welche durch Zufall an die Küste des Meers geworfen werden, finden sich gar sonderbare. Als ich eines Tags in einem Haufen suchte, der zum Kalkbrennen bestimmt war, kam mir eine sehr schöne Meertulpe in die Hand; sie bestand aus einer halb entfalteten, ziemlich dunkelvioletten Blume, mit 2 bis 3 vortrefflich gezeichneten Blättern, die jedoch breiter waren, als die unsrer Tulpen. Ein schönes Grün war die Farbe dieser Blätter: der Stängel war kurz, in voller Stärke, schien über der Wurzel abgeschnitten zu seyn, und sah graulicht aus. Es war das Merkwürdigste, was ich je in dieser Art gesehen habe.

Fische.

Das Indische Meer ist sehr fischreich, und die meisten Fische sind von vorzüglichem Geschmacke: sie sind in allen Häusern der Europäer das einzige Fleisch, dessen man sich zur Abendmahlzeit bedient. Jeder Kaufmann oder Eigenthümer hat seinen eigenen Fischer, der nie unterläßt, seinem Herrn den für den Abend nöthigen Vorrath zu bringen. Dieses Nahrungsmittel ist so wohlfeil, daß man 10 Personen für 30 Französische Sous mit Schollen, Meerbarben, Rochen und Seekrebsen hinreichend bewirthen kann.

Weil es jedoch unmöglich ist, alle Fische in den Gegenden, wo man sie fängt, zu verzehren, so dörren die

Fischer eine große Menge derselben an der Sonne, und verschicken sie ins Innere des Landes. Mehrere tausend Familien in Macua leben von diesem Handel.

Seesalz.

Da die Küste von Coromandel flach und eben ist, so kann man sehr leicht das Seesalz in großer Menge sammeln. Dieses Mineral ist so wohlfeil, daß man es bey den Ausgaben der Wirthschaft gar nicht in Anschlag bringt; da aber Bengalen diesen Vortheil nicht hat, so nehmen alle Schiffe, welche den Ganges hinauf fahren wollen, Salz von Pondichery als Ballast ein, wodurch man ein Beträchtliches gewinnt.

Waldungen.

Hindostan hätte genug Holz, wenn seine Waldungen verhältnißmäßig auf den verschiebenen Puncten seiner Oberfläche vertheilt wären. Dieß ist aber nicht der Fall. Es gibt sehr große Strecken Landes, auf welchen man nichts als einige Mango-Bäume, einige Palmen- und Tamarinden-Bäume sieht; da jedoch die Ostindischen Küchen nur wenig Feuerung brauchen, so ist einiges Gesträuch oder der an der Sonne getrocknete Kuhmist für den Bedarf hinreichend.

Es gibt Waldungen von zweyerley Art. Die der einen sind sehr klein und bedecken nur einige Morgen Landes. Man nennt sie Toppou. Sie sind angepflanzt, und befinden sich gewöhnlich in der Nähe der Wohnungen oder der Völkerstämme. Ihr vorzüglicher Nutzen ist, den Reisenden einen angenehmen Schatten zu gewähren, das Materiale zum Tischgeschirr, und den Küchen Ingredienzien zu ihren Saucen zu geben, wie ich dieß an einem andern Orte näher beschreiben werde.

Die Toppous bestehen nur aus zwey Arten von Bäumen, dem Alleïmaram und dem Pulimaram oder Tamarinden-Baume.

Der Alleïmaram.

Der Alleïmaram oder Nahrungsbaum ist an Wuchs, Stärke, Rinde und Blättern der Buche ähnlich; aber er trägt seine Aeste horizontaler als diese. Die Frucht, welche er hervor bringt, ist einer kleinen sehr trocknen Feige ähnlich, wird nie reif, und ist stets mit kleinen, rothgelben Ameisen angefüllt. Sie ist ein Leckerbissen für die Affen, welche sich überall aufhalten, wo es diese Art Bäume gibt, es müßten ihnen denn einige Familien Eichhörnchen zuvor gekommen seyn; denn sie scheinen mit diesen eine Uebereinkunft geschlossen zu haben, einander nicht ins Gehäge zu gehen.

Der Baum, von dem die Rede ist, ist eben so sonderbar als merkwürdig: es ist derselbe, von welchem ein Schriftsteller behauptet, er bilde aus seinem Körper einen Wald; das geschieht auf folgende Art. Der Stamm des Baums treibt in beträchtliche Ferne und der Erdfläche parallel starke kräftige Aeste: so bald diese zu einer gewissen Stärke gelangt sind, bildet sich am Ende eines jeden von ihnen ein Büschel Fäden oder kleiner Wurzelfasern, die, senkrecht nach der Erde hin gerichtet, sich mit derselben zu vereinigen streben: sie sind wie eben so viel Finger, welche den Schooß zu berühren suchen, aus dem der Hauptstamm hervor ging. Die Indianer begünstigen die Richtung dieser Wurzeln, indem sie Hügel unter ihnen aufwerfen: in kurzer Zeit sieht man sie verlängert sich in diesen neuen Behälter von Nahrungssäften senken, der sich ihnen darbiethet. Je weiter sie herunter kommen, desto mehr trägt man die sie umgebende Erde ab, bis daß diese mit dem Erdboden gleich ist. Nun bekommen sie Kräfte und

werden ebenfalls Mütter neuer Geschlechter, so daß ein einziger Baum in wenigen Jahren 10 Morgen Landes bedecken kann. Er gewährt dann dem Auge einen sehr schönen Anblick, den eines weiten Tempels, auf einer unendlichen Menge Säulen ruhend, und mit vielen Hallen geschmückt. Der auf's äußerste ermattete Wanderer genießt in seinem Schatten eine kühle Luft ohne Feuchtigkeit, und segnet die wohlthuende Hand, welche für das allgemeine Beste ihn pflanzte.

Auf das Gesagte beschränkt sich aber keinesweges die Benutzung dieses wunderbaren Baums; er gewährt dem, den er mit seinem Schatten schützt, auch Tischgeschirre. Seine Blätter, obschon klein, sind dicht wie die des Nußbaumes; man näht eins an das andere, indem man als Zwirn eine Art Feldstroh anwendet, welches fest und doch nachgebend ist. In 2 Minuten macht ein Indianer eine Schüssel, und braucht nicht über 3, um einen Suppennapf zu machen. Man braucht auf Reisen kein anderes Tischgeschirr als dieses, man müßte denn auf einen Paradies-Feigenbaum stoßen, von dem ein Blatt hinreicht, um das Mittagsessen für 2 bis 3 Personen zu fassen.

Der Tamarinden-Baum.

Der Pulimaram (Baum) oder Tamarinden-Baum ist groß, gerade, dick und schattenreich; seine Blätter sind klein, gezahnt und von einem sehr zierlichen Gewebe. Er hängt voll schotenförmiger Früchte, welche denen der getrockneten Schinkbohnen ähnlich sind. Die Schale ist mit einer weichen mispelfarbigen Substanz angefüllt. Die Kerne, deren jede Frucht sehr viele enthält, sind nicht durch Zellen oder Häutchen von einander getrennt, sondern mit holzigen Fasern durchflochten, durch welche auch das Mark in Schichten gebracht ist, ungefähr wie das

Holz auf einem Zimmerwerfte. Alle Vorübergehenden haben das Recht, von einem Tamarinden-Baume Früchte zu nehmen, die sie brauchen, um ihr Cari (Ragout) zu würzen. Man schält zunächst die Rinde, welche der Zimmetrinde gleicht, ab, zerweicht das Fleisch in Wasser, und läßt es mit ein wenig Salz, Spanischem Pfeffer, Knoblauch und Ingwer, wenn man welchen hat, kochen: dem Ganzen mischt man ein wenig Austerfett oder geschmolzene Butter bey. Weiter bedarf es nichts, um viele Reisende hochzeitlich zu bewirthen.

Das Holz des Tamarinden-Baums ist sehr hart: wenn er alt geworden und seines grünen Schmucks beraubt ist, zersägt man den Stamm, um daraus auf eine leichte und sehr einfache Art eine Oehlmühle oder einen Oehltrog zu machen. Man höhlt den Stamm 18 — 20 Zoll tief mitten im Holze selbst aus, und befestigt ihn in die Erde, so daß er nur 3 — 4 Fuß hoch aus derselben hervor ragt. Hierauf verschafft man sich ein anderes Stück Holz von 20 Fuß Länge und von der Dicke eines kleinen Balkens, dessen eines Ende dick genug seyn muß, um so ziemlich die Höhlung des Troges auszufüllen. An dieses Stück Holz werden zwey Ochsen gespannt, die es im Kreise herum bewegen, um den öhlenthaltenden Körper, z. B. die Cocus-Nuß oder irgend eine andere Frucht zu zerreiben. Das nennt man Oehl machen.

Wilde Kirschbäume.

Man trifft in einigen Toppous noch eine andere Art Bäume an, die wenigstens eben so groß als die bereits angeführten sind. Es sind die Kirschbäume von Hindostan, welche Blatt und Rinde mit den unsrigen gemein haben. Die Frucht ist den schwarzen marmelirten süßen Kirschen (bigarreau noire) ähnlich; die Indianer aber wagen es nicht, davon zu essen. Ich habe sie, dünkt mich, gekostet;

sie waren an Geschmack ganz dem unsrigen gleich, jedoch weniger saftig.

Ich habe nichts zu dem hinzu zu setzen, was ich über die künstlichen Wälder der Indianer gesagt habe; aber es gibt andere, in edlerem und erhabenerem Style. Man findet welche so ungeheuer groß, daß sie der ewige Wohnplatz des Stillschweigens seyn würden, wenn dieses nicht von Zeit zu Zeit durch die Possen der Affen, die schrecklichen Töne der Tieger, das Heulen der Wölfe und das Zischen der Schlangen gestört würde.

Diese furchtbaren Waldungen sind fern von den menschlichen Wohnungen, wodurch sie noch unwirthbarer werden.

Der größte Wald von denen, die ich kenne, und den ich ganz durchreist habe, ist der zwischen Savenour und Goa. Er ist beynahe funfzig Lieues lang. Ich brauchte, obgleich zu Pferde, 5 Tage, um durch zu kommen. Weder dieser, noch die übrigen Wälder dieses Landes, welche ich gesehen habe, haben das Anmuthige unserer Europäischen. Er ist schlecht bepflanzt, schlecht durchbrochen, und die meisten Bäume gewähren durch ihre Unförmlichkeit einen häßlichen Anblick, der die Trauer der Natur in diesen abgeschiedenen Wildnissen noch erhöht. Die gewöhnlichsten Gewächse sind: das Bambusrohr, und ein gewisser Strauch, der mit so vielen und so scharfen Stacheln besetzt ist, daß man nur mit Mühe sich ihm entwindet, ohne die Kleider zu zerreissen. An einigen Stellen wachsen jedoch Zimmet- und Pfefferbäume, welche sich um große, ihnen bequem stehende Bäume schlängeln. Der Pfefferbaum hat durch seine Gestalt, seine Traubenfrucht und seine Gewohnheiten Aehnlichkeit mit dem Epheu. Er wächst an den wildesten Stellen des Waldes, und scheint einen feuchten, fast morastigen Boden zu verlangen. Der Zimmet-

baum ist ein kleiner Baum von der Höhe eines mäßigen Pflaumenbaums: er ist mager, gibt wenig Schatten, und seine Zweige haben nur die Dicke eines Steckens. An Farbe des Holzes gleicht er beynahe der Haselstaude. Die Indianer machen vom Zimmet gar keinen, und vom Pfeffer sehr wenig Gebrauch, indem sie diesem den Ingwer vorziehen.

Das Bambusrohr.

Das Bambusrohr ist der merkwürdigste aller Bäume, aus welchen die Wälder Hindostans bestehen. Es hat Aehnlichkeit mit den Sumpfbinsen, oder noch mehr mit dem Mais und Zuckerrohr. Inwendig ist es hohl und mit einem schwammichten Marke angefüllt wie der Hollunder; aber die äußere Hülle, deren Dicke jedoch nur einige Linien beträgt, ist unbiegsam hart. Wenn dieser Baum zur Reife seines Alters gekommen ist, behält er unabänderlich die Form bey, die man ihn während seines Wachsens zu nehmen gezwungen hat; und da er, vermöge seiner Festigkeit und außerordentlichen Leichtigkeit bestimmt ist, den Kasten der Palankins zu tragen, so sorgt man von seinem ersten Entstehen an, ihn zu diesem Gebrauche tüchtig zu machen. Zuerst läßt man ihn seiner Richtung nach, d. h. in gerader Linie, bis zur Höhe von 6 Fuß wachsen: dann fängt man an, ihm eine Bogenform zu geben, dadurch, daß man ihn eine parabolische Linie beschreiben läßt, indem man es jedoch darauf anlegt, daß der am stärksten gekrümmte Theil zuerst sich bilde, und folglich dem untersten Theile des Baumes am nächsten sey. Man erlaubt ihm allmählich, seine natürliche senkrechte Richtung wieder anzunehmen, nachdem er eine Krümmung von 7 — 8 Fuß Länge und ungefähr 6 Fuß im Durchschnitte erlangt hat. So erreicht er dann seine völlige Höhe: man schneidet ihn aber schon ab, wenn er ungefähr 22 — 24 Fuß hoch ist, welche Höhe für den ge-

nannten Zweck hinreicht. Die ersten 6 Fuß sind für den hintersten Theil des Palankins bestimmt; die Krümmung erhebt sich über den Kasten, und das Uebrige ist für den vordern Theil der Sänfte. Das Bambusrohr wird um so höher geschätzt, je dünner seine beyden Enden sind, je gleichförmiger der Durchmesser, je besser die parabolische Form in der Mitte gehalten ist, und je zierlicher das vordere Ende sich wieder erhebt. Ein Bambus von ziemlich mittelmäßiger Schönheit wird mit 25 — 30 Pistolen bezahlt; es ist wohl möglich, daß es welche zu 12—1500 Francs gibt. Die Wälder, in denen, so wie in den bereits beschriebenen, viel Bambusrohr wächst, sind für die benachbarten Einwohner noch dadurch höchst schätzbar, daß der Gipfel dieser Bäume mit mehlichten Körnern bedeckt ist, woraus man Brey, Brot oder Brotkuchen macht. Wenn die Körner reif sind, braucht man nur den Baum zu schütteln; sie fallen alle auf Tücher oder Decken, die man unter den Baum hingebreitet hat. Diese Ernte bleibt denen, die keine andere zu hoffen haben, gewiß.

Der Fackelbaum.

Ich habe anzuführen vergessen, daß man in den Waldungen, welche die Gattes bedecken, bey Enjoumallidrougam, 10 — 12 Lieues von Veilour, einer den Engländern gehörigen Festung, einen Baum findet, der so harzreich ist, daß die Stücke Holz, welche man von ihm nimmt, zu Fackeln dienen, und nur verlöschen, wenn sie bis auf den kleinsten Rest sich verzehrt haben. Mit einem Zweige dieses Baumes, von der Dicke einer Kinderfaust und 2 — 2½ Fuß lang, kann man sich 3 — 4 Stunden leuchten, ohne zu fürchten, daß diese Fackel auslösche, wenn auch der Sturm noch so heftig wäre. Wahrscheinlich ist dieses Holz nicht sehr gewöhnlich, sonst würden die Indianer sich dessen zur Beleuchtung bey ihren nächtlichen

Prozessionen gewiß und lieber bedienen, als der zu Fackeln dienenden Insecten, wovon ich in der Folge sprechen werde.

Jetzt wollen wir sehen, was der Boden Indiens zum Besten derer thut, welche durch ihre Arbeiten und Fleiß seiner Fruchtbarkeit zu Hülfe kommen. Wir werden die Felder sammt ihren Producten untersuchen, einen Blick auf die Wiesen werfen, jeden der Fruchtbäume zergliedern, und damit endigen, in den Gärten und zwischen den Blumenbeeten zu lustwandeln. Um aber Athem zu schöpfen, will ich alle diese Gegenstände unter Abtheilungen bringen.

Erstes Kapitel.

Von den Feldern Hindostans und den Ernten.

Ich habe bereits bemerkt, daß kein Land der Welt so fruchtbar ist als dieses: wenn man bedenkt, daß die Vegetation daselbst ununterbrochen Statt findet, daß die Natur stets in Thätigkeit ist, daß die Sonne mächtige Nahrungssäfte zuführt, und mit voller Kraft wirkt, um die Keime zu entwickeln, daß der starke Nachtthau fortdauernd dem leichten zerreiblichen Boden den Grad von Feuchtigkeit gibt, der ihm gehört, so wird man begreifen, daß die Felder jeder Zeit mit Grün bedeckt, oder mit Aehren geschmückt sind, und die Bäume gleichzeitig Blüthen und Früchte tragen müssen. Das alles ist nicht allein wahr, sondern ist nur erst die Hälfte der Wahrheit: man muß hinzu setzen, daß die Erde dieses Landes nirgends unfruchtbar ist; daß

man keinen Boden findet, der so schlecht an sich oder so nachlässig bearbeitet wäre, daß er nicht zwey Ernten in einem Jahre geben sollte; daß das gute Land deren drey gibt, ja daß man manchen Strichen vier abgewinnt. Sonderbar ist es, daß diese Erde dem äußern Anscheine nach nicht verspricht, was sie leistet: hier ist sie bloßer Sand, dort ist sie zwar fest, gleicht aber an Farbe und Masse einer vulkanischen Lava; weiter hin scheint sie calcinirt oder auch wohl durch die Trümmer eines Gebirges entstanden zu seyn, so sehr ist sie mit Kieselsteinen bedeckt. Dessen ungeachtet trägt sie überall mehr als das Gewöhnliche, ja selbst mehr, als man hoffte.

Der Reiß.

Die erste, die vorzüglichste und nothwendigste Ernte Indiens ist die des Reißes, Nellou in der Landessprache genannt. Man säet den Reiß auf Stellen, welche man durch Verbindung mit einem benachbarten Teiche nach Willkühr unter Wasser setzen kann. Zuerst wirft man ihn mit vollen Händen auf einen Fleck, wo man ihn bis zum Keimen läßt. Während der Zeit, die er braucht, sich zu entwickeln und zu grünen, bereitet man ihm einen geräumigeren Ort, wo er besser gedeihen kann. Man setzt ein Feld unter Wasser, welches man mit einem kleinen Walle von schlammichter Erde umgeben hat, den Dämmen ähnlich, welche Kinder machen, um einen Bach zu dämmen. Wenn der Boden sich recht mit Wasser durchzogen hat, gehen die Landbebauer mit nackten Füßen und Schenkeln hinein; sie kneten die Erde durch eine Bewegung, die sie mit den Fersen und Zehen machen, indem sie immer dafür sorgen, daß noch genug Wasser bleibe, um den Boden wenigstens einige Linien hoch zu bedecken. Ist dieses Geschäft vollendet, so begeben sie sich in die Pflanzschule. Sie ziehen ein Reißpflänzchen nach dem andern heraus,

und verpflanzen es auf das Feld, aber viel weniger dicht, als sie sie gesäet hatten. Sie fassen sogleich Wurzel, und kaum ist unter Einwirkung der Sonnenstrahlen das Wasser verschwunden, so ist auch der Reiß schon gewachsen. Man wässert ihn jedoch ziemlich oft, bis daß das Korn sich in der Aehre gebildet hat. Dann läßt man das Feld trocken werden, und erwartet in Ruhe, daß der Nellou gelb werde und der Sichel entgegen reife, die ihn schneiden soll. Der Reiß braucht zur Erlangung seiner völligen Reife nur 3 Monath, von dem Tage an gerechnet, wo man ihn pflanzte; voraus gesetzt, daß er stets genug Wasser hatte, um damit gesättigt zu werden. Die Privat-Leute dürfen aber ihre Felder nicht nach Belieben wässern. Das Wasser der Teiche, dieser Quelle der Reichthümer des Bodens, ist ein öffentliches, ein gemeinschaftliches Gut: dieser köstliche Schatz ist einer obrigkeitlichen Person anvertraut, welche beauftragt ist, ihn vor dem Eigensinne und der Habsucht der Privat-Personen zu bewahren. Die weise Vertheilung des Wassers sichert jedem Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft seine Subsistenz. Auch mißt ein öffentlicher Beamter, so bald die Regenzeit vorüber ist, das Wasser, womit das Land bereichert worden ist; er ordnet dann die zu machende Vertheilung nach der zu Gebothe stehenden Menge des vorhandenen Wassers, verglichen mit der Größe der zu bewässernden Erdfläche, an; und ob er gleich stets seine Aufmerksamkeit auf das Bedürfniß der Felder richtet, so gibt er doch den Klagen der Unbescheidenheit kein Gehör. Die Geschwornen untersuchen das zu bebauende Land, ihrem Urtheile gemäß öffnet man die Schleusen, und jedes Feld empfängt, mittelst eines kleinen Grabens, das nöthige Wasser, oder doch so viel, als man ihm geben kann, ohne die benachbarten Felder unbedacht zu lassen.

Es gibt mehrere Sorten Nellou oder Reiß. Die erste

nennt man Fürstenreiß. Seine Körner sind so lang wie die des Hafers, von ähnlicher Farbe, inwendig aber schneeweiß. In einigen Gegenden gibt dieser Reiß einen Wohlgeruch, welcher dem der Orangen-Blüthe nahe kommt. Er wächst nur am Abhange der Berge, wo das Klima am mildesten ist. Er wird von den Bramen und andern Personen vom Stande sehr gesucht.

Eine zweyte Sorte Reiß hat dickere, weniger lange und nicht so weiße Körner; das ist der gewöhnliche, wie man ihn auf den Märkten findet. Er trägt so vielfältig, daß ich beynahe 200 Körner auf einem Stängel gezählt habe.

Eine dritte Sorte, noch weniger gut als die eben erwähnte, wird durch die Ernten gewonnen, welche in der trockensten Zeit des Jahres Statt finden. Das Korn ist trocken, zerbrechlich und schmutzig weiß: man braucht ihn als Nahrungsmittel für die Dienerschaft und das Mastvieh.

Endlich gibt es einen rothen Reiß, der schlechter als jeder andere ist. Er ist wenig mehlicht und schwer zu verdauen: vielleicht weil er sich nicht so weich kochen läßt als die andern Sorten. Man genießt ihn nur, wenn man keinen andern hat. Er ist das hausbackne Brot des Landes. Ich kann nicht sagen, woher seine rothe Farbe rührt, wenn nicht die Beschaffenheit des Wassers, in welchem er keimt und reift, die Ursache davon ist.

Wenn der Reiß geschnitten ist, setzt der Landmann die Garben auf dem Felde auf, um sie zu trocknen: dann macht er eine Tenne, auf der er sie ausbreitet, und von Ochsen treten läßt, um das Korn vom Strohe zu trennen. Er bringt endlich das Korn in Haufen, bedeckt es mit seinem eigenen Strohe, und läßt es, ungeachtet des Regens und der Gewitter, mitten auf dem Felde, bis daß er es verkauft, oder zu eigenem Gebrauch nöthig hat, oder bis der Fürst für gut befindet, es sich zuzueignen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß jedermann auf diese Art eine

oder mehrere Ernten vor Augen habe. Es ist vielmehr um des Preises willen nothwendig, und das beste Mittel, den Alleinhandel und den Aufkauf zu hindern. Ich wäre, dieser Betrachtung zu Folge, zu glauben geneigt, diese öffentliche Ausstellung der Landesvorräthe sey durch Verordnungen bestimmt, ob man gleich heut zu Tage diesem Gebrauche zuwider handeln kann, ohne Strafe zu geben. In den Gegenden, welche feindlichen Angriffen ausgesetzt sind, vielleicht auch in denen, wo man eine erlittene Hungersnoth noch im Andenken hat, kaufen die Privat-Leute, welche die Mittel dazu haben, ihren Reißvorrath aufs ganze Jahr gleich nach einer Ernte; aber aus Furcht, daß die tyrannische Habsucht des Prinzen oder irgend ein Unfall ihnen dieses erste aller Bedürfnisse rauben möchte, machen sie sich dann bisweilen in den Feldern, bisweilen unter dem Grunde einer Mauer oder ihres eigenen Hauses geräumige unterirdische Behältnisse, die sie gut stützen, und wo sie ihren Reiß auf einem Strohlager aufschütten. Sie bedecken ihn auf dieselbe Art, werfen Erde darauf, ohne zu fürchten, daß sich die Körner erhitzen oder verderben möchten. Dieses Geheimniß ist aber den Dieben so bekannt, daß selten solch ein unterirdisches Behältniß ihnen entgeht, wenn sie einmahl beschlossen haben, es aufzusuchen. Man bedient sich des Reißes auf folgende Art. Man läßt ihn mit der Schale kochen, dann trocknen, und in einem Mörser oder in einer in die Erde gemachten Grube klein stoßen. Bisweilen stößt man den Reiß, bevor man ihn kochen läßt. Das hat zwar mehr Schwierigkeiten, er ist aber auch nicht so geschmacklos als der gekochte.

Man säet in Hindostan mehrere andere Körner, z. B. den Keverou, das Oehlkorn (eine Art Kohl, Colzat), groben Hirsen (Cholam), den Mais, den Weitzen und den Collou, eine Art großer Linsen. Man baut auch viel Zucker, Baumwolle und Tabak.

Der Keverou.

Der Keverou besteht aus kleinen runden schwarzen Körnern, dem Samen der Zwiebeln ähnlich. Die Völker, welche den westlichen Theil Indiens bewohnen, nähren sich davon: sie zerreiben den Keverou zwischen 2 Mühlsteinen, machen aus dem Mehle und Wasser einen ziemlich festen Teig, den sie in großen irdenen Gefäßen backen, und dann in der Form eines Holländischen Käses ihren Gästen vorsetzen. Der Eingeladene macht mit der Faust eine Vertiefung in die Mitte seines Brotes, und gießt eine Art Ingwerwasser hinein. Er trennt nun von der ganzen Masse im Umkreise ein Stück nach dem andern mit seinen Nägeln, taucht jedes in die Brühe und verzehrt es. Diese Speise verlangt einen guten Magen, denn sie ist sehr schwer zu verdauen. Auch ist sie ganz geschmacklos, indem sie ungefähr wie Asche oder Sägespäne schmeckt, aber so nährend, daß eine Mahlzeit von ihr hinreicht, die größten Anstrengungen 24 Stunden lang auszuhalten, ohne weiter etwas nöthig zu haben. Deßhalb ziehen auch alle, welche schwere Arbeit haben, diese Kost dem Reiß der besten Sorte vor. An Festtagen, wo sie sich nicht anzustrengen brauchen, essen sie jedoch den Reiß sehr gern, und scheinen den Keverou nicht zu vermissen.

Das Oehlkorn.

Das Oehlkorn ist dem Keverou an Form ziemlich gleich: man zerreibt es in den bereits erwähnten Tamarinden-Trögen; es gibt ein klares Oehl in großer Menge, wovon man zu Beleuchtungen, für religiöse Zwecke so wohl, als für die der Zimmer, häufigen Gebrauch macht. Vielleicht bedient sich auch die ärmere Classe desselben, um sich Kopf und Kör-

per

per einzusalben; doch braucht man für diesen letztern Zweck noch mehr das Cocus-Oehl, welches angenehm und wohlriechend ist.

Der Sollam.

Der Sollam oder Choolam findet sich auf Stängeln, welche denen des Hirsen ähnlich sind; aber der Stiel ist dicker, ungefähr wie ein kleines Zuckerrohr: die Aehre hat die Form einer Traube und ist eine Hand lang. Das Korn hat die Größe einer ganz kleinen Erbse. Man macht daraus ein, und so lange es frisch ist, ziemlich schmackhaftes Brot, welches kühlend wirkt. Man baut den Sollam überall, er verlangt wenig Pflege, und gibt vielfältige Frucht.

Auf einer Reise von Gourramconda nach Naudealampeuttei durchreiste ich eine Fläche von etwa 30 Quadrat-Lieues. Sie war ganz mit Choolam besäet. Dessen ungeachtet sah ich weder Städte, noch Dörfer, noch Einwohner, noch Vieh. Als ich Abends ins Nacht-Quartier kam, fragte ich, wer wohl das ungeheure Feld, das ich angetroffen hatte, habe besäen können. Man antwortete, ich hätte einige einzeln und in der Ferne liegende Hütten bemerken können, deren Einwohner sich zur Zeit der Feldbestellungen vereinigten, und alle Jahre gemeinschaftlich den zwanzigsten Theil der Fläche bearbeiteten, die sie aber dessen ungeachtet ganz besäeten. Ich gestehe, daß dieß unwahrscheinlich sey; aber ist es wahrscheinlicher, daß ein Feld sich selbst bestelle? —

Der Weitzen.

Der Weitzen gedeiht sehr gut auf den Feldern Indiens. Das Korn ist schön und von herrlicher Qualität; da aber die Einwohner ihn nicht essen, so bauen sie wenig und nur auf den höher liegenden magerern Stellen, die

weniger geeignet sind, andere Früchte zu tragen. Die Indianer benutzen jedoch ihren Weitzen, indem sie ihn an die Europäer, die Muselmänner und Juden verkaufen.

Der Collou.

Der Collou ist eine Art großer Linsen, härter als die unsrigen, welche den Hafer, der in jenen Gegenden nicht gebaut wird, ersetzt. So wohl Ochsen als Pferde werden damit gefüttert. Kein Thier aber würde im Stande seyn, ihn zu zerkauen, wenn man sich nicht die Mühe nähme, ihn zu kochen; sonst wäre es eben so, als wollte man Granit oder Diamanten als Futter vorwerfen. Daraus entsteht für Reisende eine große Unbequemlichkeit, diese nähmlich, drey Stunden dem Kochen des Collou aufopfern, und stets jemand bey sich haben zu müssen, der dieses Geschäft verrichtet. Die Körner sind mehlicht, wie die Linsen, schmecken auch wie diese; und ich dächte, selbst die Menschen würden ohne allen Nachtheil sie genießen können.

In den Gegenden von Goa, Bombey, und im Lande der Maratten füttert man die Pferde mit andern Körnern, welche dem Capuciner-Samen ähnlich, aber an jeder Ecke mit einem Stachel versehen sind. Man braucht diese Art nicht zu kochen, und kann sie daher mit mehr Bequemlichkeit benutzen.

Die Baumwolle, das Zuckerrohr und der Tabak sind drey andere Producte der Halbinsel Indiens. Vielleicht nehmen diese drey Gewächse eben so viel Raum ein, als alle übrigen dieses Landes zusammen. Es gibt Felder, welche nur dem Anbau des Tabaks gewidmet, andere, die bloß mit Baumwollenstauden bedeckt sind; und der Zucker, ob er gleich in geringerer Menge gebaut wird, macht doch

den Reichthum vieler fern von den Küsten lebender Völkerstämme aus.

Das Zuckerrohr.

Das Zuckerrohr ist stark und schön, und gibt viel und guten Zucker; da aber die Kunst, ihn zu raffiniren, unbekannt ist, so lassen die Eigenthümer der Zucker-Plantagen den Saft des Zuckerrohrs, nachdem er ausgepreßt worden ist, kochen, bringen ihn in rohe Massen, und verkaufen diese Waare in dieser groben Form. Wie kann man sichs erklären, daß nie ein Europäer es versucht hat, eine Raffinerie in diesen Gegenden anzulegen? (Vielleicht hat man es späterhin gethan). Der Ertrag eines solchen Unternehmens würde ungeheuer seyn; denn der Zucker ist in so geringem Preise, daß man zu Pondichery das Pfund um weniger als zwey Sous verkauft, ob man ihn gleich nur in einer großen Entfernung von dieser Stadt baut. Freylich müßte man ein anderes Verfahren einschlagen, als das mit Ochsenblut, wofür ich in der Folge meine Gründe anführen werde.

Die Baumwolle.

Obgleich im Allgemeinen mehr Baumwolle als Zucker gebaut wird, so ist das doch nicht in allen Provinzen des Landes der Fall. In der Nabobschaft von Carnatte gibt es wenig oder gar keine Baumwolle, dagegen baut man sie in sehr großer Menge in den nach Abend und Süden liegenden Gegenden. Die Pflanze, auf der sie wächst, verlangt keinen guten Boden, scheint nur in magerm, trockenem und steinichtem Lande zu gedeihen, und wächst in Form eines Straußes, wie der Johannisbeerstrauch. Wenn man die Baumwolle gesammelt hat, bringt man sie in Ballen, und versendet sie auf dem Rücken der Ochsen nach den Küsten oder in die Städte des Innern, wo

es Manufacturen gibt. Die Indianischen Weiber wissen die Baumwolle so fein zu spinnen, daß ihr Gespinnst nicht zu fühlen, ja kaum zu sehen ist. Gibt es etwas, das noch mehr in Erstaunen setzt, so ist es die Geschicklichkeit der Weber, welche diese so feinen Fäden verarbeiten, und mit Blumen von Gold oder Silber bereichern. Ihre Weberstühle sind so ärmlich, so unbequem und enge, daß unsere geschicktesten Arbeiter Mühe haben würden, Packleinwand darauf zu verfertigen. Alle Wäsche, deren man in Indien sich bedient, ist aus Baumwolle gewebt. Es gibt daselbst weder Flachs, noch Hanf, weil man glaubt, der Gebrauch der aus diesen Gewächsen bereiteten Gewebe sey der Gesundheit nachtheilig, da, indem sie den Schweiß nicht gehörig abwischen könnten, sich ein Ueberzug von demselben auf der Haut bilde.

Der Tabak.

Nichts ist in Hindostan so gewöhnlich, als die Felder mit Tabak bebauet zu sehen: man findet ihn überall, weil man ihn überall absetzen kann, da es niemand gibt, groß oder klein, reich oder arm, Mann oder Weib, der nicht Tabak rauchte. Viele kauen ihn, und die Europäer schnupfen ihn. Für letztern Zweck bereitet man ihn vorzüglich in Bengalen zu; man muß jedoch gestehen, daß wenn man dort guten Tabak macht, man auch ganz außerordentlich schlechten daselbst fabricirt. Ich rathe allen denen, die sich welchen kaufen wollen, ihn nie auf Treue und Glauben von Leuten zu nehmen, welche ihn von einer Stadt zur andern zum Verkauf herum tragen. Man muß die Vorsicht gebrauchen, die Flaschen bis auf den Grund zu untersuchen, indem die Fabrikanten oft etwas Weniges von gutem Tabak in die Flasche einer ganz schlechten Sorte thun. Der Schade ist übrigens nicht groß, denn

man bekommt für sechs Französische Sous beynahe zwey Pfund Tabak von Masulapatnam.

Die meisten Indianer rauchen den Tabak ohne Pfeifen. Die Blätter sind eins über das andere gerollt in Form einer Wurst, von der Dicke eines Fingers und etwa 6 Zoll Länge. Man nimmt das dünnste Ende in den Mund, und zündet das andere an. Diese Vorrichtung nennt man in der Sprache des Landes Chourouttou und in der der Weißen Chiroute.

Man hat jedoch eine Art Pfeife, Columeï genannt, welche viel Aehnlichkeit mit der Sackpfeife der Toscaner hat. An eine Pfeifenröhre ist eine mit Wasser gefüllte Blase befestigt und so angebracht, daß der in das kleine Behältniß, welches am Ende des Instruments sich befindet, eingeschlossene Rauch nicht bis zum Munde des Rauchenden kommen kann, ohne vorher durch seine Vermischung mit den Wasserdämpfen abgeändert und gemildert zu seyn. Diese Art zu rauchen ist angenehmer als erstere, und man ist nicht der Unannehmlichkeit, sich zu berauschen, ausgesetzt; aber sie ist in Gesellschaft sehr unsauber, indem der nähmliche Coloumeï von der ganzen Gesellschaft, von einem nach dem andern, in den Mund genommen wird. Diese Sitte ist mit den Grundsätzen der Indianer in offenbarem Widerspruch, indem sie der Meinung sind, man müsse seinen eigenen Speichel, und noch weit mehr den anderer Personen verabscheuen.

Zweytes Kapitel.

Von den Wiesen oder Weiden Hindostans.

Das ist ein schwer zu lösendes Problem. Warum hat dieses schöne Land, so fruchtbar an Producten aller Art, bewässert von beträchtlichen Flüssen und Strömen, im Besitz einer unzähligen Menge Teiche von allen Größen und in vielen Gegenden durch Wälder geschützt, die so dicht sind, daß sie den glühenden Sonnenstrahlen unzugänglich bleiben; dieses Land, das mehr Pferde als das unsrige unterhält, das für seine Handelsbedürfnisse so viele Millionen Kamehle, Dromedare und Ochsen braucht, daß eine Menge Schafe und andere pflanzenfressende Thiere nährt, Indien mit einem Wort, warum hat es keine Wiesen? Es gibt kein Bund Heu in Vorrath von Crauganor bis Calcutta, noch von Goa oder Bombey bis Madras oder Pondichery. Man ist deßhalb genöthigt, dem Vieh die grüne Saat zu verfüttern. Besonders kann man das nicht vermeiden, wenn man auch nur zwey Mahl 24 Stunden einige Detaschements Cavallerie zu unterhalten hat.

Man bekommt hierüber nur Aufschluß, wenn man sich der Bemerkung erinnert, welche ich über die Lage der Landbebauer bereits gemacht habe. Die Fürsten allein sind, um es noch ein Mahl zu sagen, Grundeigenthümer: alle Einwohner sind ihre Pachter oder Bauern. Diese, welche heute an ein gewisses Stück Land angewiesen sind, können morgen zur Bearbeitung eines andern abgerufen

werden. Dem gemäß sucht jeder von seinem Feldbau den schnellsten und sichersten Vortheil zu ziehen; nun sind aber drey Monath hinreichend, um eine Kornernte zu thun, da hingegen drey Jahre nöthig seyn würden, um eine Wiese sehr ergiebig zu machen. Uebrigens kann man sein Vieh überall füttern, wenigstens so, daß es nicht verhungert.

Denn gibt es gleich kein Stück Landes, das dem Futterkraut bestimmt wäre, findet man doch welches auf den Rainen der Felder, in den Schluchten und den Wegen entlang. Der Mangel an Heu wird sogar eine Quelle des Wohlstandes für arme Leute. Sie lassen täglich durch ihre Kinder, groß und klein, das zuwachsende Futterkraut ausziehen, und in den Orten oder auf den Märkten verkaufen. Ein kleines Mädchen von 8 — 10 Jahren kann auf diese Art 2 — 3 Doudous oder 10 — 12 Liards gewinnen, was hinreicht, 2 — 3 Personen zu ernähren.

Die Privat-Leute, welche Pferde haben, lassen das Futterkraut für sie durch ihre Lohndiener sammeln. Es sind deren zwey nöthig, um 1 Pferd zu besorgen, und wenigstens drey für 2 Pferde. Einer von ihnen hat genug zu thun, um den Collou zu kochen und die Pferde zu putzen, während die andern mit einem Jät-Eisen und einem starken kurzen Stocke versehen, und mit einem Tuche auf der Schulter, das nöthige Futterkraut sammeln. Sie jäten es sammt den Wurzeln aus, schlagen es dann mit ihrem Stocke, um es von der Erde zu säubern; sitzt zu viel von derselben daran, waschen sie es, schlagen es in ein Tuch, und tragen es in den Stall. Dieses Geschäft wird ohne Ausnahme täglich zwey Mahl wiederhohlt.

Mit noch mehr Bedauern hat man in Hindostan täglich reitzende Hügel von der schönsten Lage vor Augen, auf welchen es noch nie jemanden einfiel, Weinstöcke zu

pflanzen, die gewiß vortrefflich gedeihen würden, wie man aus einigen Anpflanzungen dieser Art schließen darf, welche man auf einem weniger günstigen Boden, als der ist, von dem ich spreche, zu machen versucht hatte. Als ich im Jahre 1779 zu Ponganour war, pflanzte ich einige Senker in die Ecke eines ziemlich schlechten Küchengartens: nach 6 Monathen trugen sie Früchte. Ein Stück davon standen 3 Weinstöcke, welche mir jährlich 8 bis 10 Körbe Trauben gaben. Man hat zu Pondichery einige Weingeländer, welche jährlich zwey Mahl tragen, im März und im September, und Trauben von einer enormen Größe geben.

Ich würde dessen ungeachtet niemand auffordern, Versuche mehr ins Große zu machen, woraus unfehlbar ein Sittenverderbniß des Landes folgen müßte. Die Indianer würden den Reitzen eines guten Weines nicht mehr widerstehen, als unsre Künstler, Taglöhner, und selbst mehrere der vorzüglicheren Menschen. Auch untersagen ihnen ihre Gesetze den Gebrauch jedes berauschenden Getränks, bey Strafe für infam erklärt zu werden!

Drittes Kapitel.

Von den Fruchtbäumen Indiens.

Hier vorzüglich ist es, wo wir in einer neuen Welt uns befinden, deren Anblick und Kenntniß uns eine hohe Idee von der bewundernswerthen Fruchtbarkeit der Natur gibt, und uns die Knie vor der Macht ihres Schöpfers beugt, der jeden Augenblick Wunder auf Wunder häuft.

Wie sollte man auch nicht diese Betrachtungen an=

stellen, wenn man bedenkt, mit welcher Sorgfalt der Schöpfer jedem Theile der bewohnbaren Erde die Früchte hervor zu bringen gebothen hat, welche für das Temperament und den Geschmack der Einwohner am besten sich eignen, oder, vielmehr wie er gewußt hat, den Geschmack und die Bedürfnisse mit den Producten jeder Gegend in ein Verhältniß zu bringen! Die Wahrheit dieser Bemerkung ist in Indien auffallender als irgendwo. Zwar findet man daselbst weder Aepfel, noch Birnen, noch Pflaumen, noch Pfirsichen, noch Nüsse, noch Aprikosen, noch irgend eine der Früchte, die wir in Europa genießen. Wir glauben vielleicht, daß es in der ganzen Welt keine bessern gebe, weil wir gewohnt sind, uns auf die Vorzüge unsres Klima's etwas zu gute zu thun; aber wir irren uns.

Hindostan kann mit Recht unsere unpassenden Ansprüche verlachen; es biethet seinen Einwohnern Früchte dar, welche unter Formen, die von den uns bekannten abweichen, den Wohlgeruch der Erdbeere, der Himbeere, der Schmalzbirne, die liebliche Säure der Johannisbeere und der Kirsche, den reichlichen und köstlichen Saft der Rainette, das markige Fleisch der Aprikose, die milde Säure der Pfirsiche, den Wohlgeschmack der Mandel und der Nuß, die schmelzende Zartheit der Feige besitzen. Bisweilen sind alle diese Eigenschaften in derselben Frucht vereinigt.

Ich muß beyläufig bemerken, daß die Fruchtbäume im Innern des Landes selten sind, vorzüglich auf den Feldern, der bereits entwickelten Gründe wegen. So wie der Fürst einem Privat-Manne das Feld, welches seine Väter bebauten, wegnehmen kann, eben so kann er ihm auch befehlen, fernerhin es zu besorgen: jeder Fruchtbaum wäre daher dem Bebauer zur Last, würde ihm Kosten machen und nichts einbringen. Es ist den Feldbe-

bauern selbst nachtheilig, wenn es auf dem ihnen anvertrauten Stücke Landes Bäume gibt. Denn so bald als sie Knospen getrieben haben, kommen die mit dieser Aufsicht beauftragten Beamten des Fürsten, zählen mit möglichster Genauigkeit die Blüthen, und erklären dem unglücklichen Landmanne, daß er der Regierung für eine gleiche Menge Früchte verantwortlich sey. So muß er denn für den Einfluß der Witterung, er sey, wie er wolle, für die Discretion der Affen und Vögel, und für die Rechtschaffenheit seiner Nachbarn stehen, welche, so wie er selbst in ähnlichen Fällen es seyn würde, der Spitzbüberey nicht abhold sind. Daraus folgt, daß man bey dieser Bedrückung nur auf solchen Grundstücken Fruchtbäume pflanzt, welche der Fürst zur Belohnung einiger treuen Dienste verschenkt hat, und welche der Besitzer so lange als sein Eigenthum betrachten kann, bis daß der Verschenker oder seine Sachwalter ihn unter der Beschuldigung einer Untreue, für welche sich leicht ein Scheingrund finden läßt, aus dem Besitz vertreiben. In den bloß gepachteten Ländereyen pflanzt man keine Bäume; und wenn man unglücklicher Weise früher welche geplanzt hat, so thut der neue Verwalter alles Mögliche, um sie zu Grunde zu richten.

Daher sind die Fruchtbäume fast nur ausschließlich auf die von Europäern bewohnten Küsten verbannt. Ich gebe eine Beschreibung davon.

Der Jakbaum (Jacquier oder Jakier.)

Der Jakbaum ist ein großer, ganz gerader Baum, dessen Dicke der Höhe des Stamms nicht ganz angemessen ist. Er gleicht in dieser Hinsicht der Fichte und allen Harzbäumen. Er trägt Früchte, deren jede ungefähr funfzig Pfund wiegt. Es gibt deren nur 6 — 8 auf jedem Baume. Er könnte jedoch leicht eine größere Menge her-

vor bringen, wenn man ihn ganz isolirte, um ihm hinreichenden Nahrungssaft zukommen zu lassen, seine gefrässige Familie zu ernähren.

Da die Zweige des Jakbaums, so stark sie auch sind, die ungeheure Last der Frucht nicht tragen könnten, so hat die Natur sie dieser peinlichen Anstrengung überhoben. Der Jak kommt unmittelbar aus dem Stamme, fast nach der ganzen Länge desselben und in bestimmt angemessenen Zwischenräumen hervor; er ist an den mütterlichen Busen geheftet und reift in dieser Lage. Er ist auswendig mit einer dichten, schuppigen, dunkelgrünen Hülle oder Rinde bekleidet. Diese Rinde ist inwendig mit einer sehr zarten, glatten, fast durchsichtigen, ziemlich blaßgelben Haut bedeckt. Hat man ihn dieser zweyten Hülle beraubt, so entdeckt man einige hundert runde große Zellen, deren jede eine große, ziemlich geschmacklose Kastanie enthält, welche Frucht, so viel ich weiß, nicht genossen wird. Jede Zelle ist von der benachbarten durch einen viereckigen Keil getrennt, der einen Finger lang, am obersten Theile einen Zoll breit ist, und eine schleimichte, klebrichte ätzende Masse enthält. Diese ist gelblich, mit zarten Fasern durchwebt, und hat den Geruch einer Art Schweizer-Käse (fromage de gruyère échauffé), wenn man sie warm werden läßt. Ihr Geschmack ist dem Urtheile der Indianer zu Folge vortrefflich; was ich jedoch keinesweges finde. Wie dem auch sey, der Jak hat den Vorrang vor allen Früchten. Man unterläßt nie, ihn bey feyerlichen Schmausereyen aufzusetzen. Er ist auf der Küste von Coromandel selten, weßhalb man ihn um eine Rupie, oder 50 Sous nach unserm Gelde daselbst verkauft.

Der Mango-Baum.

Dieser Baum, der gewöhnlichste der fruchttragenden Bäume, ist auch der schönste und am zierlichsten verzweig-

te. Er hat den Wuchs der höchsten Nußbäume, und ebenfalls Holz und Blätter mit diesen gemein, so daß man beyde verwechseln kann. Die Mango, welche die Frucht des Mango-Baumes ist, kommt in verschiedener Form vor, dem Range des Baumes gemäß. Einige der Früchte dieser Baumart gleichen einem Herz; andere einer Kalbsniere; diese haben ein weißes, etwas milchichtes Fleisch; jene sind gelb wie Saffran, und haben bald ein festes, bald ein faserichtes Fleisch. Der Geschmack ist verhältnißmäßig eben so verschieden. Es gibt süße, säuerliche, teigige, im Munde zergehende, unschmackhafte. Viele haben den Geschmack und Wohlgeruch des Fenchels.

Man kann fast stets von der Farbe dieser Frucht auf ihre Güte schließen. Man hält die gelben nicht für gut, weil sie fast immer sehr faserich sind. Die durchaus grünen lassen weder Schmackhaftigkeit, noch Wohlgeruch vermuthen. Die Farbe der besten besteht aus einem Gemische, fast zu gleichen Theilen, von Roth, Grün und Gelb.

Um die Mango-Frucht zu essen, muß man sie in zwey Hälften theilen, indem man den Kern zwischen beyden läßt. Die Europäer lösen dann das Fleisch ab in einen Löffel; die Landeseinwohner aber ziehen bloß auf eine ganz einfache Art die Schale ab, wie man das mit gekochten Kastanien zu thun pflegt. Diese Frucht ist gesund und heilsam; dessen ungeachtet rathet man, mäßig in ihrem Genusse zu seyn, obgleich derselbe selbst im Uebermaße keine so nachtheiligen Folgen haben würde, als ein Erceß im Genusse der Ananas und einiger andern Gewächse.

Der Cocus-Baum.

Der Cocus-Baum, eine Art Palmbaum, ist von allen Bäumen Indiens der reichste, und der, welcher sehr vielen Bedürfnissen abhilft. Ein tragender Cocus-Baum

bringt jährlich 10 Livres nach unserem Gelde ein. Eine Fläche von 150 Quadrat-Fuß mit Cocus-Bäumen bepflanzt, was man im Portugiesischen Palmaro nennt, könnte also dem Eigenthümer jährlich 170 Pistolen oder 1700 Livres einbringen. Auch ist dieser Baum sehr gewöhnlich, theils seines Ertrags wegen, theils weil er, ohne die geringste Cultur zu verlangen, in dem schlechtesten Boden gedeiht. Trockenes oder feuchtes, fettes oder sandiges Land, alles ist gut für ihn. Er ist in der Familie der Gewächse, was der Esel in der der vierfüßigen Thiere ist. Die Reisenden haben behauptet, der Cocus-Baum allein sey hinreichend, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Den Stamm, sagen sie, braucht man als Schiff; aus seinen Zweigen macht man Betten, Dächer und selbst ganze Häuser; seine Frucht gibt hanfähnliche Fäden, welche unter geschickten Händen zu Stoffen der Bekleidung werden. Sie enthält ferner eine große Menge einer dicken köstlichen Milch, liefert ein liebliches wohlschmeckendes Oehl, und aus dem Baume zieht man einen Saft, der in Gährung übergeht, und unter dem Nahmen Callou die Stelle des Weins vertritt.

Wir wollen diese prunkvollen Lobsprüche auf ihren richtigen Werth zurück führen. Je bewundernswerther der Gegenstand ist, den man abhandelt, desto mehr muß man sich hüthen, die Wahrheit zu verletzen.

Man sieht wohl, daß es lächerlich sey, zu behaupten, den Indianern fehle es an nichts, weil sie Cocus-Bäume haben; ihre Wohnungen seyn ganz bequem, es gebe keinen Armen, der um Nahrung bittet, keinen Landstreicher mit zerlumptem Kleide. Ach! die Inseln Nicobar sind sehr reich an Cocus-Bäumen, und doch gibt es keine elenderen Menschen als ihre Bewohner!

Eine ausführliche Beschreibung dieses Baumes wird unsere Leser seinen Werth kennen lehren.

Er hat eine mehr als mittelmäßige Größe: der Stamm ist kahl bis an den Gipfel, weil man immer die neu hervor sprossenden Zweige abreißt. Man läßt deren nur so viel als nöthig sind, um einen Strauß am Gipfel zu bilden. Sehr selten findet man einen ganz geraden Cocus-Baum. Da sein Holz aus nicht sehr dichten Fasern besteht, hat er nicht die Kraft, sich senkrecht zu erheben. Einem Menschen von schwacher Constitution ähnlich, hat er eine schlechte Haltung. Er krümmt sich bisweilen von seinem Fuße an: bisweilen erhebt er sich, nachdem er einen Winkel von 50 bis 60 Grad mit der Erde gebildet hat, von neuem, und vollendet senkrecht seinen Wuchs. Nichts ist daher unangenehmer, als der Anblick einer ganzen Pflanzung von dieser Art Bäume, man müßte denn sein Augenmerk bloß auf das Land richten.

Die Basis des Cocus-Baumes ist dick, und hat einen Umriß, wie der mittelste Theil eines Rades; der Durchmesser des Stammes nimmt sehr bemerkbar ab; unmittelbar über der Basis haben die Zweige 5 — 6 — 7 — 8 Fuß Länge, und sind auf beyden Seiten bis an ihr Ende mit schmalen Blättern besetzt, welche höchstens 2 Zoll breit und ungefähr 15 oder drüber lang sind. Diese Blätter, welche dicht, fest und glatt sind, werden als Papier zum Schreiben gebraucht; man schneidet sie so lang, als man für gut findet, und gräbt die Buchstaben mit einem Griffel ein. Will man ein Buch haben, so sammelt man die dazu gehörige Anzahl Blätter oder Olès, und fügt sie zusammen; man verfertigt dann zwey kleine Bretchen von Bambusholz, welche man, so wie alle Blätter des Buchs, an beyden Enden durchbohrt; worauf man das Ganze mittelst zweyer hölzerner Nägel und einem Stückchen Bindfaden befestigt. Man zieht, wenn man lesen will, einen dieser Nägel heraus, und steckt ihn dann wieder hinein, wenn man das Buch zumachen will. Das Werk-

zeug, dessen man sich bedient, die Buchstaben einzugraben, so wie die Art, wie man schreibt, sind so ungewöhnlich als das Uebrige. Die Feder ist ein Pfriem von Eisen oder Schreibgriffel, welcher stets am Gürtel der Schreiber hängt, damit niemand an ihrer Geschicklichkeit zweifeln könne. Wenn sie etwas schreiben wollen, so breiten sie das Blatt (oôlé) auf ihre linke Hand hin, oder legen es auch wohl auf das Knie, nehmen dann den Griffel in die andere Hand, und halten ihn fest, indem sie ihn in eine halbzirkelförmige Oeffnung drücken, die sich für diesen Zweck in der Mitte am Nagel des Daumens befindet, welcher mit dem Zeigefinger zusammen gehalten wird. Ob sich gleich die Buchstaben tief in das Blatt eindrücken, so beschreibt man es doch auf beyden Seiten; die Schrift ist aber schwer zu lesen, weil sie durch keine Farbe sich abzeichnet. Man hebt diese Schwierigkeit, indem man die Buchstaben mit Dinte überstreicht; dann liest man das Geschriebene so leicht als auf gewöhnlichem Papier, es hält sich unverändert Jahrhunderte lang, voraus gesetzt, daß man die Blätter vor dem Zernagen der Würmer bewahrt.

Das ist aber nicht der einzige Vortheil, den man von den Blättern des Cocus-Baumes zieht. Man lege zwey Zweige dieses Baumes nicht weit von einander und verflicht die Blätter; dadurch erhält man Matten zum Schlafen; man macht damit die Abtheilungen der Behältnisse in den Häusern, bedeckt damit die zartesten Gartenpflanzen, schützt die Mauern gegen den Regen, und macht daraus Dächer aller Art. Doch muß ich hinzu fügen, daß dieses Gewebe nur ein schlechtes Lager, eine schlechte Decke und eine schlechte Wohnung gewährt.

Die Früchte des Cocus-Baumes wachsen in Gruppen von 4 — 5 — 6 Nüssen. Diese Gruppen kommen unter den Seiten hervor, und sind fest mit dem Stamme

verbunden; jede Frucht hat die Größe einer kleinen Melone, ist jedoch anders geformt. Sie hat keine bestimmte Form, ist weder rund, noch länglicht, noch eckicht. Sie ist platt an der Seite, womit sie die benachbarte berührt, gewölbt an der entgegen gesetzten, und hat eine sehr hervor springende Gräte ihrer ganzen Länge nach. Nach dem Besitze dieser Früchte pflegt man vorzüglich die nöthigen Vorräthe der Haushaltung zu schätzen; diese würde jedoch sehr arm seyn, wenn sie von jedem anderen Vorrathe entblößt wäre.

Die äußere Hülle der Cokus-Nuß ist grün wie die der Nüsse; späterhin bey vollkommener Reife wird sie gelb. Obgleich sehr glatt und selbst glänzend, ist sie doch nur eine Masse von Fäden, deren innere Fläche einen Eindruck auf der eigentlichen Schale der Cocus-Nuß hinterläßt. Man bedient sich ihrer, Stricke, grobe Leinwand und Matten daraus zu machen.

Entkleidet von dieser ersten Rinde, zeigt sich die Cocus-Nuß mit einer hölzernen Schale umgeben, welche hart und sehr dicht ist. In ihrem obern Theile sind zwey Löcher, groß genug, um den Finger eines Kindes hinein zu stecken. Sie sind mit einer weichen schwammichten Substanz verstopft, welche als Sieb gedient hat, um die zur Ernährung der Cocus-Nuß bestimmten Säfte zu läutern *).

Man

*) In einigen Städten spielen junge reiche Leute jeder um ein halbes Dutzend Cocus-Nüsse, indem sie sie so werfen, daß sie auf einen bestimmten Stein zurück fallen und zerbrechen. Dieser Wurf ist schwerer, als man denkt, der Härte wegen, welche diese Frucht hat; denn es gelingt nur dann, sie zu zerbrechen, wenn man sie auf eine Seite fallen läßt, auf welche sie nur durch die im umgekehrten Verhältnisse mit der Schwerkraft stehende Kraft des Wurfes fällt.

Man bearbeitet das Cocus-Holz, und macht sehr schöne, nur etwas zu zerbrechliche Gefäße daraus.

Man findet im Innern der Frucht eine den Molken ähnliche Flüssigkeit, welche ziemlich angenehm, obgleich etwas fade schmeckt. Sie findet sich in so großer Menge, daß man kaum eine Cocus-Nuß auf ein Mahl austrinken kann. Auch ist ein festes, schwer verdauliches, aber herrlich schmeckendes Fleisch darin, welches die Nuß auskleidet und mehrere Linien dick ist. Man zerstößt es, um ein Oehl daraus zu erhalten, welches so gut als Oliven-Oehl ist, und zu allem, selbst zu Backereyen, gebraucht wird. So groß übrigens der Werth der Cocus-Nuß seyn mag, so ist sie doch nicht das, was man vorzüglich schätzt. Das Erscheinen dieser Frucht ist so gar ein Merkmahl, daß man den Baum, der sie trägt, nicht benutzt. Daher duldet man nirgends, wo es genug Arme gibt, den Kallou oder Collou zu sammeln, eine Cocus-Nuß. So bald sich eine zeigt, rottet man sie mit eben der Sorgfalt aus, mit welcher man Unkraut auf den Feldern vertilgt; man schneidet den Keim ab, der eine Frucht zu geben droht, wodurch ein ergiebiger Quell des Baumsaftes, Kallou genannt, entsteht. Um nichts davon zu verlieren, hängt der Sannen (so nennt man eine Kaste, die bloß damit beschäftigt ist, den Kallou aus den Cocus-Bäumen zu ziehen) am Orte des Einschnittes ein irdenes Gefäß auf, das er täglich durch ein leeres ersetzt. Je mehr der Baumsaft abnimmt, desto näher am Stamme macht man die Einschnitte. — Der Kallou geht in Gährung über, und man kann nach Belieben einen sehr scharfen Essig oder ein sehr berauschendes Getränk daraus machen.

Sehr sonderbar ist der Aufzug eines Sannen anzusehen, und die Geschwindigkeit, mit welcher er an einem Morgen auf 50 — 100 Cocus-Bäume klettert. Er ist, wenn man den Langoutti abrechnet (ein kleines Stück

Zeug in Form einer Schürze, welches unter dem Nabel anfängt, und den Vordertheil des Körpers bedeckt) ganz nackt. Er trägt auf der Schulter eine sehr leichte Leiter, die ungefähr 15 Fuß lang und einen halben Fuß breit ist, in der Hand einen doppelten Riemen, und einen andern um den Leib, an welchem ein Fäßchen hängt, das den Kallou mehrerer Bäume zu fassen bestimmt ist. Er stellt seine Leiter an den Fuß eines Cocus-Baumes, steigt mit der Leichtigkeit eines Vogels bis auf die letzte Sprosse; dann bindet er seinen doppelten Riemen um den Leib und den Baum, indem er ihn unter den Schultern hinlaufen läßt, gibt sich rückwärts einen Schwung, stemmt zugleich die Füße gegen den Baum, während er fortdauernd, um so viel als er fortschreitet, den Riemen in die Höhe schiebt, und kommt so in einem Augenblick auf den Gipfel des höchsten Cocus-Baumes. Auf dieselbe Art steigt er wieder herab.

Der Palmbaum.

Der eigentliche Palmbaum ist höher, aber weniger stark als der Cocus-Baum, und sein Stamm ist ganz gerade. Seine Rinde ist schwärzer, sein Holz faserícht wie das dieses letztern, jedoch dichter. Ueber dieß ist jede Faser hart wie Eisen und Stahl; daher kommt es, daß dieses Holz, ob es gleich aus mehreren Lagen dieser Fasern zusammen gesetzt ist, welche mit erdichten, dem Holze einverleibten Bestandtheilen vermischt sind, eine sehr schöne Politur annimmt, vorzüglich in den Theilen, welche dem Herzen oder Mittelpuncte nahe sind. Es eignet sich wenig zur Verfertigung von Geräthschaften, weil man keine Breter daraus schneiden kann; aber man bedient sich desselben zu Vermachungen und zu Zimmerbauholz. Die Balken aus Palmholz, mit gehöriger Sorgfalt bereitet, sind unverwüstlich, und tüchtig, ungeheure Lasten zu tra-

gen. Wenn ich sage, sie müssen gehörig verfertigt seyn, so verstehe ich darunter, daß man vom Palmbaume alles, was nicht ganz hart ist, abschneide, indem man dem gesundesten Theile die Form einer starken Bohle gibt, und diese mit einer ähnlichen durch einige starke eingetriebene eiserne Nägel verbindet. Man gebraucht dann noch die Vorsicht, das Stück durchs Feuer zu ziehen, um alle fremdartige Theile davon zu entfernen, und die Masse desto fester zu machen. Die Natur gab dem Holze des Palmbaumes einen gefährlichern Feind, als es die Zeit ist — den Caria. Dieses Insect ist zuerst eine weiße, dicke, fette und eben dadurch sehr widrige Ameise, was auch die Indianer davon sagen mögen, welche sie als einen Leckerbissen genießen, so bald sie ihre Verwandlung in einen Schmetterling vollendet hat, und ein Nachtvogel geworden ist.

Der Caria wohnt gern in den Häusern; er nimmt die Wohnungen in Besitz, noch ehe sie ausgebaut sind. Er übt das Recht des Besuchs so streng aus, daß kein Gebäude verschont bleibt. Wenn man ihn nicht immer verfolgt, so frißt er in Kurzem das Stroh des Daches, verwandelt das Gebälk in Staub, zernagt die Gitter der Fenster, und macht aus der Thür ein durchsichtiges Geflecht. Sein Zahn wagt sich jedoch nie an das Palmenholz, wenn man die Vorsicht gebraucht hat, es vor der Benutzung durchs Feuer zu ziehen.

Das Laubwerk des Palmbaumes ist von eben der Art, wie das des Cocus-Baumes, und kann für denselben Zweck benutzt werden. Es hat jedoch eine andere Gestalt. Aus jedem noch so kleinen Zweig entspringen mehrere zungenförmige Blätter (Oles), welche zusammen einen halb offnen Fächer bilden. Deßhalb nennt man diesen Baum Palma, welches Wort die flache Hand bezeichnet. In der

That gleicht jeder Zweig mit seinen Blättern einer vom Arme getrennten Hand mit 12 — 15 Fingern.

Die Frucht wächst in Gruppen: Sie hat die Größe einer Faust und ist ziemlich rund. Sie hat keine Rinde, sondern ist nur mit einer dünnen weißen Haut umkleidet, welche dem Häutchen einer Blase ähnlich ist: das Fleisch ist, wie eine Fleischgallerte, schleimig und elastisch. Meiner Meinung nach ist es die schlechteste und widrigste aller Früchte, der ich keinen Wohlgeschmack abgewinnen konnte. Indessen sind meine Meinung und Erfahrung durch die der Landeseinwohner widerlegt. Die Verschiedenheit ihres Geschmacks und des meinigen lassen mich vermuthen, es sey wohl möglich, daß ihre Organe die unsrigen an Zartheit übertreffen, und daß sie auf diese Art Genüsse in Dingen finden, für die wir keine Empfänglichkeit haben; ungefähr wie Kinder, deren Sinnorgane leichter afficirt werden, sich über Kleinigkeiten so innig freuen, als wären es Gegenstände des größten Werths.

Man zapft aus dem Palmenbaume eine sehr geistige Flüssigkeit ab, welche in den letzten Grad der Gährung übergeht. Man destillirt daraus einen Weingeist, der eben so angenehm von Geschmack als stark ist. Man nennt ihn Arak. Die Parias, die verächtlichste aller Kasten des Landes, wie ich in der Folge zeigen werde, sind die einzigen Indianer, welche man für Arak-Trinker hält. Sie pflegen sich in diesem Getränk eben so zu berauschen, als man es bey uns in Burgunder- oder Malvasier-Wein thut. Sie theilen jedoch dieses Vorrecht mit den Europäischen Matrosen und Soldaten. Aus eben dem Grunde sind die Weißen den Indianern so verächtlich, weil sie sie oft denselben Lastern ergeben finden, welche die Parias dieses Landes entehren.

Der Goillaven-Baum.

So heißt ein durchaus gut gewachsener Baum in

der Größe unserer gewöhnlichen Aepfelbäume, der eine angenehme Beschattung gibt, und dessen Holz dem unserer Kirschbäume an Schönheit gleich kommt. Man benutzt es zu Tischler- und Bildhauerarbeit. Die Indianer machen sich wenig aus seinen Früchten, da hingegen die Europäer sie den meisten andern vorziehen. Sie verdauen sich in der That ziemlich schwer. Sie haben die Größe eines mittelmäßigen Apfels, und sind vollkommen rund. Es gibt rothe und weiße Goillaven: erstere haben eine grüne Hülle, an Letztern bemerkt man eine gelblichte oder schmutzig weiße Haut. In beyden Arten sind gleichfalls eine große Menge kleiner sehr harter Körner enthalten; in den Weißen finden sich deren noch mehrere als in den rothen. Dieses Mark hindert jedoch nicht, diese Früchte mit Wohlgeschmack auszusaugen.

Die weiße Goillave ist teigig, und bisweilen ohne allen Wohlgeschmack. Sie ist die schädlichste, vor welcher man sich ganz zu hüthen hat. Die andere ist eine herrliche, wasserreiche und erquickende Frucht, wie die Wassermelone, und eben so wohlriechend als die Erdbeere, die im Schatten der Fichten wächst. Was noch mehr ist, man kann sie weit verschicken und sehr gut einige Zeit aufbewahren; weil sie auch bey völliger Reife fest ist. Die Goillave ist in einigen Gegenden, besonders in den Besitzungen der Portugiesen, so gemein, daß, als mein Bedienter eines Tages für einen Sous (doudou) von diesen Früchten gefordert hatte, er kaum alle, die er bekam, fortbringen konnte.

L'Athier.

Mit welcher Kunst verbirgt nicht die Natur ihre köstlichsten Producte! Sie vertraut den Wüsten Arabiens die heilsamsten Balsame; verbirgt die Perlen im Busen der Meere, und vergräbt in die Eingeweide einer kothigen

Erde die kostbarsten Metalle. Wie vielen Irrthümern setzt man sich nicht aus, wenn man bloß nach dem Anscheine die Gegenstände beurtheilt! Diese Bemerkung wird hier an ihrem Orte seyn.

Der Athier, demüthig und bescheiden, ist in die Winkel der Mauern verwiesen, oft unter einem Haufen Koth und Schutt verborgen. Herab gewürdigt, bloß ein kleiner Baum zu seyn, findet er an der Erde eine karge Stiefmutter, deren Schooße er kaum seine schwachen Wurzeln zu vertrauen wagt. Alle Bäume in seiner Nähe sind ihm mehr nachtheilig, als daß sie ihm Schatten gäben; sie hindern ihn, sich zu erheben, und scheinen ihn um den kleinen Platz, den er einnimmt, zu beneiden. Der Athier, zufrieden mit seinem Loose, treibt indessen schwache Sprossen, die, ohne gut auszusehen, sich mit Blättern, denen des Quittenbaumes ähnlich, bedecken. Endlich zeigen sich die Früchte, die, Auswüchsen ähnlich, eine Menge Erhabenheiten darstellen. Sie haben eine runde, allmählich an Umfang zunehmende Gestalt. Die äußere Schale ist grün, dicht und schuppicht oder vielmehr höckericht an ihrer ganzen Oberfläche. Diese Frucht erreicht zuletzt die Größe eines Calvil-Apfels, und öffnet sich dann etwas, welches ein Merkmahl der Reife ist. Man bemerkt quer durch die Spalte ein Fleisch, weiß wie Milch, und fast eben so flüssig. Man nimmt davon mit vollen Löffeln einen zuckersüßen Rahm vom lieblichsten Geruche. Nichts ist so lieblich und so gesund als die Athe, jedoch mit Ausnahme der bald zu erwähnenden Ananas.

Der Granatenbaum.

Dieser kleine Baum hat die Höhe des vorher gehenden, ist aber buschichter und besser genährt. Er trägt eine kleine, feuerfarbene Blüthe, die weit weniger schön ist, als die Blühen unserer Granatenbäume, weil diese keinen

Keim zu einer Frucht enthalten, und daher zu ihrem Besten den ganzen Nahrungssaft des Baumes an sich ziehen, da hingegen die Granate Indiens eine Frucht ist. Die Farbe der Granate besteht aus einer Schattirung von Grün, Gelb und Roth; der oberste Theil derselben ist mit einem Strauße kleiner Blättchen geziert. Ihre Reife erkennt man an einer in der Rinde entstehenden Spalte, durch welche man einige Lagen Körner sehen kann, womit diese Frucht angefüllt ist, und welche so künstlich vertheilt sind, wie die Zellen der Bienenstöcke. Diese Körner, von der Größe einer kleinen Erbse, sind an der Stelle, mit welcher sie sich berühren, flach und durchsichtig wie Krystall. Man hat weiße, die weniger gut sind; die schmackhaftesten sind rosenroth und haben eine weiße leichte Einfassung.

Nichts gleicht an Schönheit einer geöffneten Granate. Es ist eine Rubinen- oder Diamantengrube. Viele Personen genießen diese Frucht mit vielem Appetit, und finden ihren Geschmack ausgezeichnet gut. Für mich hatte sie bloß etwas Erfrischendes, und zugleich das Unangenehme, daß ich vergebens ihre Kerne zu zerbeissen suchte.

Die Indianer gebrauchen die Granate als Arzeneymittel, wie es mir schien, für die Wöchnerinnen; was ich jedoch nicht als zuverlässig zu behaupten wage. Aerzte müssen die Wirkung dieses Mittels gegen Krankheiten bestimmen.

Der Bananenbaum.

Nichts auf der Welt ist so sonderbar und merkwürdig als der Indianische Feigenbaum, gewöhnlich Bananier genannt.

Dieses Gewächs erreicht eine Höhe von 8—9—10 Fuß, hat nahe am Boden die Dicke eines Schenkels, und wird allmählich bis zum Gipfel hin so dünne wie ein

Arm. Der Stamm dieses Baumes ist aus mehreren kreisförmigen concentrischen Lagen zusammen gesetzt, welche einige Linien dick sind, und aus einer faserichten, kleberichten Masse bestehen. Der zunächst am Mittelpuncte befindliche Kreis schützt und umgibt ein ziemlich festes Mark, welches das Herz bildet, und wie Gurken in Weingeist gelegt, oder als grünes Gemüse genossen wird.

Der Baum treibt überall, zwar keine Zweige, aber Blätter, welche Anfangs in Gestalt eines zusammen gerollten Heftes Papier sich zeigen, und welche, wenn sie ihre völlige Größe erlangt haben, bey einer Breite von 15—16 Zoll, 4 Fuß und darüber lang sind. Ihr Gewebe ist so fest, so dicht und stark, daß man sie als sehr saubere Schüsseln und Teller braucht. Sie sind ein Geschirr des Luxus für die Bramen und reichen Leute. Andere bedienen sich ihrer selten, und nur bey Gelegenheiten, wo man sich einen Augenblick seine Armuth zu vergessen erlaubt.

Der Bananier ist schon einige Monathe nachher, als man ihn pflanzte, vollkommen ausgebildet. Man bemerkt dann unter dem Verbindungspuncte einiger Blätter mit den Zweigen Erhabenheiten, welche, indem sie nach und nach sich verlängern, ein Bündel kleiner Fasern hervor treiben, deren jede in eine Knospe sich endigt, und die zusammen eine Art Geißel bilden. Diese Fäden verdicken sich zusehends, und werden Bananen, zu 30 bis 40 gruppirt; was man in unserer Sprache regime nennt, ohne Zweifel, weil die Bananen wie battaillons carrés geordnet stehen. Selten gibt es mehr als eine oder zwey solche Trauben auf einem Bananenbaume. Seine Kraft ist nach dieser Anstrengung schon erschöpft. Aber gleich, als ob er es voraus wüßte, daß seine Existenz von kurzer Dauer seyn werde, und damit mit ihm sein Geschlecht nicht untergehe, pflanzt er sich, kaum selbst ins Daseyn gerufen, schon fort. So wie sein Stamm sich erhebt, bilden eine

Menge kleinere Bäume einen Kreis um ihn, und verlangen um die Wette ihn zu überleben. Diese Bitte ist dem ältesten, d. h. dem stärksten der jungen Stämme, gewährt. Alle andere gehen bey dem Tode dessen, der ihnen das Leben gab, ein; man müßte sie denn aufbewahren, um sie anderswohin zu verpflanzen.

Man unterscheidet mehrere Arten Bananen: einige haben die Länge und Form eines Fingers, sind rund und glatt. Ihre Haut ist dünne, durchsichtig und leuchtend gelb. So sehen die wohlschmeckendsten aus, welche fast zerfließen, und eine wahre zuckersüße Butter geben. Andere, welche rund wie diese, aber länger und dicker sind, und ein fast weißes Fleisch haben, sind weniger gut. Es gibt viereckichte mit einer sehr festen Haut; diese Art aber ist trocken und teigig. Man bringt zwar welche von diesen auf den Tisch, bratet sie jedoch vorher in Butter, und überstreut sie mit Zucker. Man muß diese Bananen nicht mit den viereckichten verwechseln, welche eine schwärzliche Haut und ein dunkelrothes Fleisch haben. Diese sind nähmlich ganz vorzüglich gut.

Im Ganzen ist die Banane zu teigig. Das ist ihr Hauptfehler. Sie ist jedoch eine gesunde, obgleich eine etwas schwer verdauliche Frucht. Die Gartenbesitzer, welche diese Früchte im Zustande der vollkommenen Reife genießen wollen, befehlen sorgfältig ihren Gärtnern, die Bananen-Trauben nicht eher abzuschneiden, bis sich die Früchte nicht selbst und leicht davon ablösen. Sind sie aber zum Verkauf bestimmt, so schneiden sie aus Furcht vor den Dieben, deren es so viele gibt, sie so wie andere Früchte ab, bevor sie ganz reif sind, und lassen sie auf dem Strohe gelb werden. Das ist der Grund, weßhalb die Märkte mit schlechten Früchten überhäuft sind.

Die Ananas.

Bliebe noch ein Zweifel über den Vorrang, den Indien in Hinsicht seiner Früchte behauptet, übrig, so würde die Ananas allein zu Gunsten ihres glücklichen Vaterlands den Ausschlag geben. In ihr vereinigen sich alle Vorzüge und Reitze, die nur zerstreut anderswo sich finden. Eleganz der Form, feiner und köstlicher Wohlgeruch, ausgesuchter Wohlgeschmack, Ueberfluß an Saft, der in der ganzen Frucht gleichmäßig vertheilt ist — kurz die Natur hat ihre Schätze in ihr erschöpft. Ich scheue mich nicht, sie einen Extract, einen Abriß des Vortrefflichsten, das die Natur aus der Erde hervor ruft, zu nennen. Dieses Gewächs ist nur 15 bis 18 Zoll hoch; beschattet von Blättern, welche so zierlich wie die der Artischocke gebildet, aber mehr zusammen gedrängt und zahlreicher sind. Die Ananas wächst im Mittelpuncte ihres Stängels, der ihr durch seine Blätter eine herrliche Wiege bildet. Sie hat etwas Erhabenes durch ihre senkrechte Richtung und durch den Prunk ihrer Bekleidung. Die Farbe ihrer Schale ist ein schönes Grün mit Gelb schattirt, die Schale selbst besteht aus breiten herrlich gestickten Schuppen, deren Berührungspuncte blaßroth aussehen. Die Frucht trägt auf ihrem Haupte eine grünröthliche Herzogenkrone, die aus sehr kleinen Blättern zusammen gesetzt ist, welche durch die Genauigkeit ihrer Bildung den Blick fesseln und Bewunderung erregen. Sie ist so dick wie eine Flasche, etwas länger, ziemlich eyförmig und platt an beyden Enden. Man schält sie nicht, sondern schneidet davon so lange ab, bis man auf eine weiße Haut kommt, die mit der Frucht Einen Körper ausmacht, eben so wie in den Citronen, denen sie in Hinsicht des Baues ihres Innern sehr ähnlich ist. Man bringt sie in horizontale Scheiben geschnitten auf den Tisch. Wenn man diese Frucht genießt, glaubt man in ihr alle Früchte Europa's

wieder zu finden, die Erdbeere, die Johannisbeere, die Pfirsiche, die Birne, den Apfel und die Weintraube. — Ich besaß einen Garten zu Antipakam im Carnat, in welchem ich 10000 Fuß mit Ananas bebauen ließ. Sie waren sehr groß und besser als alle andere, ob es gleich ein ganz gewöhnlicher Boden war. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß diese Ananas dadurch, daß sie sich gegenseitig beschatteten, ihren Standort verbesserten, und daß es vielleicht der Cultur dieser Früchte nachtheilig ist, wenn man sie zu weit von einander pflanzt, und dadurch den glühenden Sonnenstrahlen zu sehr aussetzt.

Man kann aus dem Gesagten erkennen, wie schlecht die in unsern Treibhäusern gezogenen Ananas in Vergleich mit denen sind, welche man auf dem Boden ihres Vaterlandes findet. Ich darf jedoch ihre schlimmen Eigenschaften, die sie selbst in ihrem Klima haben, nicht verschweigen. Sie greifen das Messer, womit man sie zerschneidet, so an, daß es sich sogleich mit Rost bedeckt, wenn man es nicht sorgfältig abwischt. Die Erfahrung lehrt aber, daß ein mäßiger Genuß kühlend und unschädlich ist. Die Europäer beugen den schädlichen Wirkungen dadurch vor, daß sie diese Frucht mit weißem Wein und Zucker genießen.

Ich habe bisher nur von den vorzüglichsten Bäumen Indiens und den einheimischen Producten seines Bodens gesprochen. Ich hielt es für unzweckmäßig, unbedeutende, wenig interessante Gegenstände ausführlich abzuhandeln. Bevor ich aber diesen Artikel beendige, muß ich bemerken, daß es in einigen Waldungen, bey Pangin an der Portugiesischen Gränze, an der Seite von Maissour, Birnbäume gibt, die, den unsrigen ähnlich, sehr schöne Früchte tragen. Ich gestehe, daß ich nicht davon zu essen wagte, weil die Indianer mich versicherten, sie seyn giftig. Ich

mache mir Vorwürfe über meine Zaghaftigkeit; denn es ist sehr möglich, daß jenes Vorurtheil ungegründet ist, daß der Anblick einer unbekannten Frucht denen, die sie zuerst erblickten, ein Mißtrauen einflößte, und daß sich von diesen ein Argwohn, den noch niemand berichtigte, auf alle übrige übertrug. Ich habe nur an Einem Orte diese Bäume gesehen; wahrscheinlich findet man sie auch anderswo, weil die, welche mich davon zu essen abhielten, nie diesen Ort betreten, und folglich sie in einem andern Lande, wo sie gereist waren, kennen gelernt hatten.

Anm. Zur Vollständigkeit dieser Beschreibungen fügen wir noch aus dem Werke des Herrn Legoux de Flaix über Hindostan die Notitzen über folgende Bäume hinzu:

1) Der Sonnenschirm- und Mandelbaum, Amandier parasol, Badamier, Piganmaron auf Tamulisch, ist vielleicht der einzige Baum in der Welt, der seine Zweige völlig horizontal und in Stockwerken, eins über das andere, ausstreckt. Er bringt die feinsten und geschmackvollsten Mandeln hervor, und gehört zum Geschlechte der Lorberbäume. Er ist durch die Art, wie er die Hauptzweige der verschiedenen Stockwerke wendet, ein vollkommener vegetabilischer Compaß. Er würde unstreitig auch in Europa fortkommen und eine Zierde der Gärten ausmachen.

2) L'Ouattier (Asclepias Syriaca, Syrische Seidenstaude, Schwalbenwurzel, Bombax) Dieser Baum bringt eine wollichte Frucht hervor, die man im Französischen Ouatte nennt. Diese Baumwollenpflanze, deren Fäden außerordentlich fein, seidenreich und sehr kurz sind, kann vorzüglich für Hutmacher ein sehr brauchbares Materiale liefern. Dieser Baum wächst auch in den Amerikanischen Colonien.

Wir geben zugleich die Zeichnung dieser Bäume.

Syrische Seidenstaude, Schwalbenwurzel (Bombox:)

Der Sonnenschirm-und Mandelbaum

F. Weber sc.



Viertes Kapitel.

Von den Gemüsen und Blumen in Hindostan.

Nichts ist ärmer und weniger gepflegt, als ein Indischer Garten. Saffran und Erdäpfel, daraus besteht das Wurzelwerk, Gurken, Kürbisse, Kirey, Katrikai's, Kakrikai's, Knoblauch, Challotten, eine Art von Kohl, der allerdings sehr wohlschmeckend, aber so erhitzend ist, daß er das Blut angreift und der Gesundheit nachtheilig wird, Kerbel, Petersilie, einige Lattich-Arten, machen die ganzen Gartenfrüchte aus.

Kirey heißt ein kleines feines Kraut. Die Indier bedienen sich desselben statt Spinat, es ist ganz gut, aber trocken, und schmeckt bald wie rothe Rübenblätter. Dieß Kraut wächst so schnell, daß man es alle drey Tage abschneiden kann, dergestalt, daß ein Raum von zwey Ruthen im Umfange, mit diesem Kraute besäet, jeden Tag eine Schüssel Zugemüse liefern kann.

Die Katrikaie ist die Frucht eine Pflanze, die dem Stängel nach den Erdäpfeln ähnlich ist. Sie hat die Größe eines Eyes, und schließt in einem Kelche abgestumpfte, und so wie der Stiel und das Ende der Frucht mit kleinen Dornen besetzte Blätter in sich, die noch empfindlicher sind als die dornigen Enden der Nesseln. Die Katrikaie ist inwendig mit kleinen Körnern gefüllt, die wie Pfeffer schmecken. Man findet deren fast von allen Farben, weiße, graue, gelbe, rothe und vorzüglich sehr schön violette.

Die Kakrikaie ist grün, fingerslang und dick, wie eine kleine Wurst. Sie ist überall mit Geschwülsten bedeckt, dadurch bekommt sie die ekelhafte Form gewisser ungestaltet dicker Raupen. Diese in Indien sehr gesuchte Frucht ist so bitter, daß man sie nur mit vielem Zucker verspeisen kann.

Die Europäischen Eigenthümer geben sich Mühe, ihre Gärten mit Europäischen Gewächsen zu bereichern; aber sie pflanzen sich entweder aus Mangel an Samen nicht fort, oder sie arten aus. So sieht man Artischocken von der größten Schönheit, aber man muß sich mit den Blättern begnügen; man pflanzt auch alle Arten von Kohl an, aber man bekommt keinen Samen zur Fortpflanzung *).

Ich machte Versuche, Melonen zu ziehen, sie blieben aber immer unfruchtbar. Die Melone kam allerdings, wuchs auch bis zu Daumengröße, dann trocknete sie aber ein. Ich bemerkte, daß Insecten, gegen die man sich durchaus nicht schützen konnte, den Stiel zerfressen hatten.

Das Einzige, was mir gelang, war, Erbsen vom Vorgebirge der guten Hoffnung zu ziehen. Ich hatte mir einige verschafft, voll Angst vertraute ich sie der Erde, und ich besuchte sie alle Tage, um ihre Feinde von ihnen zu entfernen. Eine einzige entging allen Gefahren. Ich erntete etwa 30 Körner ein, die nachher alle wieder aufgingen. Mit der Ernte von diesen besäete ich nun einen ziemlich großen Platz, und seitdem habe ich nie daran Mangel gehabt.

Wahrscheinlich ist jetzt mein Geheimniß verloren gegangen, und ich habe keinen Nachfolger in meinem Eifer für den Gartenbau gehabt. Um die Genüsse dieses schönsten Klima's in der Welt zu vermehren, sollten die Eu-

*) Ein Gärtner pflanzte ihn deßhalb durch die Blätter fort, und dieß ist bis jetzt recht gut gelungen.

ropäischen Regierungen in Hindostan eine Ackerbauschule errichten, und Preise auf neue Anpflanzungen und Verbesserung der ältern aussetzen. Man würde vielleicht dann dahin gelangen, Kaffeh und Muscade zu erbauen, und den Zimmetbaum, den Pfefferbaum, und eine Menge anderer Producte zu verbessern.

Hindostan ist nicht das Land der Blumen. Es gibt deren wenig Arten, und diese sind nicht einmahl schön. Goldknöpfchen, oder kleine Immortellen, einfache Nelken, eine Art von glanzlosen Ranunkeln, Ringelblumen und Je länger, je lieber, das sind die meisten Blumen, die in den Gärten blühen. Doch bemerkte ich noch eine Pflanze, an Wuchs dem Mohne ähnlich, die eine Krone vom schönsten Roth trägt. Uebrigens beschäftigen sich die Indier gar nicht mit Wartung der Blume, nnd machen auch keinen Gebrauch von ihnen. Kaum daß sich eine Braut am Hochzeitstage mit einem Kranze schmückt. Sähe man sie bey irgend einer andern Gelegenheit eine Nelke in der Hand haben, so würde dieß schon Verdacht gegen ihre Sitten erregen, und ihrem Rufe schaden.

Einige Neugierige verschaffen sich in Hindostan Französische Blumen; dieß ist weder sehr mühsam, noch sehr kostspielig. Sie thun zwar allerdings den Augen wohl, aber mit dem Geruche ist es durchaus vorüber. Die schönste Nelke riecht nicht besser als gemeines Gras.

Bemerkungen über Hungersnöthe in Hindostan.

Sollte man glauben, daß Hindostan nach alle dem, was wir bis jetzt von seiner Fruchtbarkeit gesagt haben, doch oft dem fürchterlichsten Mangel ausgesetzt sey? Und doch machen die stäten Kriege der Fürsten oder Nabobs, die schmuzigen Speculationen der Gouverneurs und Kaufleute, und der Geitz mehrerer Einzelner aus der reichsten Gegend der Welt eine dürre Wüste, und bringen den Hunger dahin, wo gerade alle Quellen am reichlichsten strömen, die ihn entfernen.

Ich war selbst Zeuge einer schrecklichen Hungersnoth, von der ich erzählen will.

Um jedoch die Leser von dem genauen Hergange dieses schrecklichen Uebels, das 18 Monathe dauerte, und mehr als 15 Millionen Menschen betraf, wovon es ein Drittel hinweg raffte, zu unterhalten, muß ich zuerst bemerken, daß der Nabob Ay der-ali-Kan, der der französischen Nation wohlwollte und sich an den Engländern wegen der 1778 geschehenen Eroberung von Pondichery zu rächen gedacht, mit einer Armee von 100,000 Soldaten, zu der aber gewiß zusammen 400,000 Menschen gehörten, in das Königreich Carnatte einfiel. Dieß gehörte dem Nabob Mahomet-ali-Kan, dem Bundsgenossen der Engländer. Wo er hinkam, ließ er alles mit Feuer verwüsten, alle öffentlichen oder Privat-Magazine wurden weggenommen oder verbrannt, die Felder wurden abgemäht, um Fourage für seine unermeßliche Cavallerie zu haben, das Vieh ward gestohlen, die Einwohner in Städten und Dörfern, die dem Schwerte entrinnen konnten, flüchteten sich in die dicksten Wälder, und lebten von nichts als Waldkräu-

tern und Baumblättern. Aber auch diese gingen bald aus. Alle Kräuter, gesunde und schädliche, wurden ohne Unterschied gegessen, und man mußte es für ein Wunder ansehen, daß niemand am Gifte starb.

Einige Christen hatten im Holze von Gingi, wohin sie sich gerettet hatten, ein Paar Acker Landes urbar gemacht, und der Collam, den sie gesäet hatten, versprach ihnen eine reiche Ernte, als ihnen folgendes Ereigniß begegnete, wohinein ich wider meinen Willen auch gezogen ward.

Eines Tages, als mein kleines Völkchen sich in seine Hütten zurück gezogen hatte, und ich auch in der meinigen mich befand *), hörte ich ein durchdringendes klägliches Geschrey. Ich fragte nach der Ursache. Einer jener Unglücklichen sagte mir weinend: „Mein Vater, wir sind verloren! da ist ein Detaschement von Fourageurs, das unsere kleine Ernte mit fort nimmt.“ In der That hatte sich schon ein Haufen von einigen hundert Menschen mit Sicheln in den Händen auf den Feldern zerstreut, und Saumthiere standen nicht weit davon, um das Abgemähte fortzuschaffen. Ich näherte mich muthig, um der Verwüstung vorzubeugen, entschlossen, eher umzukommen, als eine so große Menge von Menschen, die mich ihren Vater nannten, vor Hunger sterben zu sehen. Ich ging zu dem, der mir der Anführer der Bande zu seyn schien. Ich ergriff mit der Unerschrockenheit eines alten Kriegers sein

*) Die Christen aus dem Walde von Gingi hatten mich einladen lassen, zu ihnen zu kommen. Ich ging hin, und fand eine von Laubwerk erbaute Kirche mit 3 Schiffen. Mir hatte man von denselben Materialien an der Seite ein Zimmer bauen lassen. Ein sehr dickes Bret diente zum Bette, weiter gab es keine Meubeln. Ich blieb 20 Tage bey den braven Leuten, und fand Ursache, diese Bereitwilligkeit nicht zu bereuen.

Pferd am Zügel, und fragte ihn, nach welchem Rechte und in wessen Auftrag er hier mein Eigenthum verwüsten lasse? Er antwortete mir, daß er auf Befehl des Fürsten fouragiere. Ich ging nicht ab, und versicherte ihn, ich sey der Freund und Alliirte seines Fürsten. Ich drohte ihm endlich, ihn zur Strafe ziehen zu lassen, wenn er diesem Unfuge nicht augenblicklich ein Ende macht. Er ließ zum Rückzuge blasen, brach mit allen seinen Leuten auf, und ich hatte das Glück, meinen Kindern das Brot zu retten.

Zu derselben Zeit begegnete ich auf meinen Reisen Kindern von 8 — 9 Jahren, die mehr als 50 Meilen von ihrem Vaterlande entfernt waren, und Gras kauten wie Thiere.

Erschöpfte Bettler starben zu meinen Füßen, indem sie mich um Almosen flehten, andere verließen die Straße, um ruhiger hinter einem Strauche zu verscheiden. Einige, die an den benachbarten Hügeln Haufen Todter liegen sahen, sammelten den Rest ihrer Kräfte, um sich dahin zu schleppen und an ihrer Seite zu sterben.

Gegen 5 Millionen Menschen starben theils aus Hunger, theils an den daraus entstehenden Krankheiten. Die Engländer in Madras ließen nach sechsmonathlicher Hungersnoth endlich ein Haus anweisen, wo man allen, die es verlangten, Reiß austheilen werde. Aber dieß Hospital lag 1) in Madras, am Ufer des Meeres, 100 Meilen von den äußersten Hungerleidenden entfernt. Halbsterbende Leute konnten sich unmöglich so weit schleppen. 2) Madras ist nur ein Pünctchen gegen ganz Indien. 3) Als dieß Institut begann, wüthete der Hunger schon 6 Monathe lang, und die ersten Verwüstungen waren die stärksten gewesen, weil, je stärker die Volksmenge war, je mehrere hingerafft wurden. 4) Unempfindlich für die brüderliche Einladung der Engländer, wollten die meisten

Indier, bis zu ihrem Tode Sclaven der Vorurtheile, lieber sterben, als ihr Leben Nahrungsmitteln danken, die sie von den Händen derer, die sie bereitet hatten, für verunreinigt hielten. 5) Alle, die von dieser Großmuth Gebrauch machten, hätten nun, wie man glauben sollte, am Leben bleiben müssen, weil sie bloß mit dem Hunger zu kämpfen hatten; aber doch übergab der, welcher von der Regierung zu Madras die Aufsicht über jenes Haus erhalten hatte, dem hohen Rathe das schreckensvolle Verzeichniß von mehr als 40,000 Todten in einem Jahre. Um wie viel größer wäre noch diese Zahl gewesen, wenn man niemanden unterstützt hätte! An andern Orten mußte die Zahl der Todten nicht zu berechnen seyn.

Die Parias widerstanden noch am ersten dieser Landesnoth, weil sie mit allen Händen nehmen konnten, ohne den Adel ihrer Kaste zu beeinträchtigen, und ihnen erlaubt ist, todtes Vieh, das selbst schon in Fäulniß überging, zu essen.

Während der ganzen Zeit, als diese Hungersnoth dauerte, hörte ich dessen unerachtet niemanden gegen die Vorsehung, die hier so hart züchtigte, noch selbst gegen die Härte der unerbittlichen Reichen, die Herzen von Erz hatten, murren. Es schien den Indiern ganz natürlich, daß Menschen noch ihre Härte zu dem Zorne des Himmels gesellten, oder sie glaubten vielleicht, ihr Zustand sey so mitleideinflößend, daß, wenn man sich ihrer nicht erbarme, dieß aus wahrer Unmöglichkeit zu helfen geschehe.

Während dieser Zeit des Elends und der Trauer ging ich von Zeit zu Zeit an das Ufer des Meeres, um frischere Luft zu athmen. So kam ich auch einmahl des Abends an die Thür des Gewölbes eines reichen Französischen Kaufmanns. Ich sah, wie er bey sich selbst den Wächter machte und in der Stellung eines Plutus sich über seine Schätze gebeugt hatte. Großer Gott, und was für Schä-

ße! Reiß, ein Nahrungsmittel, dessen Mangel täglich so viel Tausende von Menschen hinopferte. Dieser Reiß wartete bey ihm in Säcken und Tonnen wohl verwahrt, bis die Hungersnoth noch mörderischer geworden sey, und er ihn gegen die größtmöglichste Zahl von Piastern und Pagoden umsetzen konnte. Aber ich glaubte, noch ein schändlicheres Verbrechen vermuthen zu müssen. Ich ward an seiner Thür einen Haufen verdorbenen Reißes gewahr, der wie erhitzte und schlecht gewordene Stärke aussah. Ich fürchtete, er habe diesen Schmutz selbst bereitet, um gegen die Armen damit freygebig zu seyn, so daß er ihren Tod beschleunige, indem er ihnen dieß Gift zu essen gebe. Meine Furcht ward um so gewisser, da ich zahlreiche Schaaren wandelnder Gerippe sich um diesen Schmutzhaufen versammeln und mit ihren halberloschnen Augen schon ein so gefährliches Gericht verzehren sah. Aber ich kannte die ganze Härte dieses Reichen noch nicht. Was ich für eine strafbare Wirkung seines Geitzes ansah, wäre für ihn noch eine heldenmüthige Handlung der Wohlthätigkeit gewesen, die alle seine Kräfte überstiegen hätte. Er wollte diesen Reiß nicht wegschenken, er wollte sich den Tod darin noch abkaufen lassen. Eine arme Frau betrog, hingerissen durch das Bedürfniß eines Nahrungsmittels, welches es auch sey, die Wachsamkeit dieses Cerberus, und nahm eine Hand voll von diesem Unrathe, die sie eiligst zu ihrem Munde führte. Kaum hatte sie ihn verschluckt, als dieser wilde, unmenschliche Henkersknecht seine Wuth nicht mehr zurück halten konnte, und seinem Dobachi — vertrauten Diener — befahl, die Unglückliche zu ergreifen. Dieser that es, und warf sie wie einen todten Hund über eine Mauer von 4 Fuß Höhe. Wer kann dieses lesen, ohne zu knirrschen?

Doch mehrere Franzosen zeigten dagegen auch die edelmüthigsten Gesinnungen während dieser Landesnoth.

Einen vorzüglich werden die Indier nie vergessen. Es war M. de Suffren de Saint-Tropés, Malteser-Ritter, Chef d'Escadre und Vice-Admiral von Indien. Er allein ernährte lange täglich 2000 Menschen. Hätte es in Indien tausend Menschen wie er gegeben, so wäre an keine Hungersnoth zu denken gewesen.

Zweyte Abtheilung.

Von den Thieren in Hindostan.

Ich erinnere in Voraus über diesen Gegenstand, daß ich bloß von denjenigen Thieren Hindostans sprechen werde, die nicht auch in Europa heimisch sind, oder wenigstens sich durch Varietät der Arten oder überwiegende Anzahl bedeutend von jenen unterscheiden.

Erstes Kapitel.

Von den vierfüßigen Thieren.

Der Stier.

Der Stier ist das erste und nützlichste vierfüßige Thier in Indien, so wie zugleich das zahlreichste. Ihm werden dort alle Beschäftigungen übertragen, die in andern Ländern Pferde und Maulthiere verrichten. Er zieht Wagen, er wird geritten, als Lastthier aller Art gebraucht,

vor den Pflug gespannt, zum Dreschen angewendet, kurz, es gibt wenig Arbeiten, wo man sich seiner nicht bediente, und ob er gleich eine der Untergottheiten des Landes ist, wie wir zu seiner Zeit aus einander setzen werden, so wird er doch wie der geringste Sclave behandelt. Man erzeigt ihm ein Mahl im Jahre göttliche Ehre, man schmückt ihn an diesem Tage mit Bändern und Blumen, man wirft sich mit Ehrfurcht vor seinen heiligen Hörnern nieder, aber wie es scheint, um sich das Recht zu erkaufen, ihn alle die andere Zeit über zu mißhandeln.

Es gibt in Indien mehrere Arten von Stieren, wo jede ihre bestimmte Beschäftigung, so wie auch besondere Auszeichnung der Gestalt hat. Die, welche von der Küste Malabar und aus dem Lande der Maratten kommen, sind weiß und zwey Mahl größer, als die Stiere bey uns. Sie tragen durch ganz Indien einen ungeheuern Ballen Cotton auf jeder Hüfte. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Last auf 800 Pfund rechne. Doch brauchen einige große Fürsten sie auch als Zugvieh. Ay der-ali-Kan benutzte sie zur Fortbringung seines Serails in mehreren Wagen.

Man muß nicht glauben, daß diese Thiere langsam und schwerfällig gehen, sie legen eben so viel Weg des Tages über zurück, als die besten Pferde. Sie gehen immer in Trott.

Wird ein Stier zum Ziehen bestimmt, so ist sein Schicksal von dem seiner Brüder verschieden. Sein Glück ist gemacht, er hat für die Zukunft nichts mehr zu fürchten. Es werden nun Liebkosungen und Sorgfalt an ihn verschwendet, seine Kost ist die beste, seine Wartung die genaueste, man leidet nicht den mindesten Flecken an ihm. Außer dem schmückt man ihn noch nach der Rolle, die er spielen soll, mit mehr oder weniger Pracht. Das Geringste, was man thut, ist dieß, jedes seiner Hörner in eine Kapsel

von gelbem Kupfer zu stecken, und ihm ein Halsband von geschliffenen Stahlperlen um den Hals zu hängen. Aber hat ihn das Schicksal sogar so begünstigt, in den Stall eines Fürsten zu kommen, so wird er selbst eine Person von Ansehen. Dann ist die Hörnerkapsel von massivem Golde, sein Halsband von demselben Metalle oder dem feinsten Silber, seine Zugriemen von reichgewebtem Stoffe, es bleibt ihm nichts zu wünschen übrig, als daß er fühle, wie hoch er stehe.

Eine andere Art von Stieren sind die Bizots, die einen Höcker über den Schultern, und sehr große Wammen haben. Man hat sie von allen Farben, ob man schon die glänzend schwarzen am meisten schätzt. Ihr Haar ist sehr fein, die Wamme steigt majestätisch zur Erde herab, indem sie wie ein leichtes Gewand, das vom Winde bewegt wird, wellenförmig sich schaukelt. Sie haben die Größe unserer Stiere, sind aber stärker gebaut, von kurzen und besser gestellten Hörnern und breiterem Kopfe. Sie sind sehr leicht zu zähmen. Man richtet sie ab, wie Vögel aus der Hand zu fressen, sich auf der Erde zu wälzen, sich die Zunge bis zur Wurzel heraus ziehen zu lassen. Man reitet sie, und lenkt sie mittelst einer Schnur, die durch die Nasenlöcher geht; da dieß ein sehr empfindlicher Theil ist, so gehorcht das Thier der leisesten Bewegung. Diese Art zu reiten ist außerordentlich sanft, sie hat nur eine Unbequemlichkeit, nähmlich daß der neue Bucephalus manchmahl die Beine des Reiters mit seinen Hörnern, oder mit seiner Schnautze, die von einem Gescht trieft, der schwer wieder aus den Kleidungsstücken zu bringen ist, liebkost. Der Bizot legt 6 Meilen in einem Tage zurück, und hat den Vorzug, daß er sicherer geht als ein Pferd. Auch ermüdet er auf langen Reisen nie, ob er gleich schwer zu tragen hat.

Unsere gewöhnlichen Ochsen sind die letzte Art der

Stiere in Indien. Man braucht sie fast zu gar nichts, als Lebensmittel oder Effecten zu tragen. So durchschreiten sie hinter einander wohl 50 bis 100 Meilen, aber langsam wie bey uns. Höchstens machen sie dann in einem Tage 2 Meilen. So bald sie ins Nachtquartier kommen, nimmt man ihnen ihre Last ab, und läßt sie frey auf den Bergen oder in der Ebene bis zum andern Morgen. Die Führer wissen die Orte, wo es Weide gibt, sie richten darnach ihren Weg nach gewissen Stillstandspuncten ein, ohne sich sehr um die Zeit zu bekümmern, die sie zur Reise bedürfen.

Diese Thierart ist außerordentlich gemein. Beweis davon ist ihr geringer Preis. Man kauft den besten Ochsen um 12 Francs. Nicht selten stößt man aber auch auf Herden von 30 bis 100,000, die mit Provisionen für die Armeen beladen sind. Und doch nimmt man dazu nur die, die man nicht zu den täglichen häuslichen Arbeiten bedarf *).

Es gibt in Nordost von Hindostan noch eine kleine Art Stiere von der Größe eines Monathkalbes. Sie scheinen Anfangs bloß der Sonderbarkeit wegen da zu seyn, doch arbeiten sie auch im Verhältniß ihrer Kräfte. Eins von diesen kleinen Thieren trägt manchmahl eines Armen ganzen Hausrath nebst Frau und Kind.

Der Büffel.

Ein anderes vierfüßiges Thier, von dem man sehr viel Nutzen zieht, ist der Büffel. Er ist größer und länger als der Stier, aber häßlich und ekelhaft. Seine Hörner sind lang und sonderbar gestellt. Die Haut ist

*) Diese Transporte kommen nie wieder dahin zurück, wo sie auszogen. Die meisten Thiere sterben unter Weges, und die andern werden als Ersatz der täglich Abgehenden bey den Armeen verkauft.

schmutzig grau und geloht. Der längliche Kopf endet sich in eine stumpfnasige Schnautze; aber dieß Thier ist geduldig, mäßig, arbeitsam und von fester Constitution. Das Weibchen gibt überflüssige, dicke und geschmackreichere Milch als die gewöhnliche Kuh. Der Büffel leistet alle Dienste eines Saumthieres, und doch achtet man ihn nicht sehr, weil sein Aeußeres so wenig empfehlend ist.

Der Schöps.

Der Schöps ist in Indien, wie bey uns, gut, einfältig und eben so gebaut. Ich rede bloß um deßwillen hier von ihm, weil die Indier das Talent besitzen, seinen Kopf so zu putzen, daß man ihn gar nicht mehr erkennt. Sie machen ihm so viel Hörner als ihnen beliebt, und stellen sie, wie sie wollen. So wird ein Hirsch, ein Büffel oder ein Geisbock aus der Barbarey daraus, wie es ihnen nur beliebt. Sie reiben nähmlich die Hörner des Thieres mit einer rothen fettigen Erde und wickeln sie dann ein oder zwey Tage in Leinwand. Nach der Zeit können sie die Hörner ohne Mühe abnehmen. Sie spalten nun den innern Nerven in so viel Theile, als das Thier Hörner bekommen soll, und geben ihnen die verlangte Richtung. Wenn dieß geschehen ist, überstreichen sie jeden dieser nervösen Theile mit der nähmlichen Erde, von der wir eben gesprochen haben, wickeln jeden besonders in kleine Binden, die sie enge zusammen ziehen und der Länge nach mit Flachs umgeben. Endlich fügen sie noch eine dritte Bedeckung hinzu, die aus Kuhkoth gemacht wird, um den leisesten Eindruck der atmosphärischen Luft zu verhüthen, welcher das Thier tödten würde. Kurz darauf formt sich das neue Horn, die Verbände fallen nach und nach ab, und wenn der Schöps nur sonst die Schmerzen der Operation und ihre Folgen übersteht, so zeigt er sich

nun unter einer Gestalt, die der seiner Gattung durchaus fremd ist.

Der Chien-marron.

Es gibt auch in Indien eine Ziege ohne Hörner, oder einen Schöps ohne Wolle, dessen Fleisch gut und zart ist. Die Europäer kochen es statt Rindfleisch. Sie nennen es gewöhnlich chien-marron (Hund der Maronen-Neger), ohne daß ich weiß warum; denn jenes ist ein wilder Hund, halb Hund halb Fuchs. Man kennt ihn wegen seines nächtlichen Heulens, welches fürchterlich klingt. In gewissen Gegenden versammeln sich diese Thiere in so großer Anzahl, daß man vor dem Lärmen, den sie die Nacht über machen, den Donner nicht hören würde. Am Tage liegen sie dann still in Höhlen, die sie in leichtem und sandigem Boden oft sehr weit sich verbreitend auswühlen.

Das Pferd.

Hindostan ist, wie wir in der Folge sehen werden, reich an Pferden. Die am meisten geschätzteste Race derselben ist die, die man Maratten nennt. Sie sind lebhaft, muthig und sehr leicht zu zähmen, aber sie fordern auch stäte und äußerst genaue Wartung. Wenn man die Ställe nicht immer trocken und gesund erhält, so schwellen ihnen die Beine leicht, und gerathen in Hitze. Auch ist das Temperament dieser Thiere sehr zart. Ungefähr alle Monathe muß man ihnen ein Mahl etwas eingeben, bald um sie abzukühlen, bald um sie zu stärken und zu erwärmen. Sie werden leicht mager. Um sie nun in der gehörigen Stärke, und die Haut sanft und glänzend zu erhalten, mengt man Butter unter ihren Hafer. Manchmahl zwingt man sie sogar, ganz klein geschnittenes Schweinefleisch zu

fressen. Man reitet sie schon jung, und mit dem zehnten Jahre gelten sie für alt *).

Der Elephant.

Dieß ungeheure Thier hat mehr Ruf, als es eigentlichen Nutzen gewährt. Eine ungeschickte Masse, ein gelohtes Fell, ein mit sehr breiten Ohren besetzter Kopf, kleine Augen, der Schwanz einer Ratte, das ist ungefähr der physische Umriß des Elephanten. Faulheit, Wuth und Gefräßigkeit sind der Grund seiner moralischen Eigenschaften. Er ist stark, sagt man, er trägt einen ganzen Thurm auf den Rücken, ja, aber einen sehr leichten Thurm, als ob er von Karten gebaut wäre, und indem etwa 2 bis 3 Menschen sind. Und wiegt wohl die Bequemlichkeit in diesem Thurme zu reisen den Aufwand auf, den dieß unersättliche Thier verursacht? 20 Pfund Reiß und ein Paar Flaschen Branntewein oder Arak zum Frühstücke, Gras, woran 4 Ochsen zu tragen haben, zum Mittagsessen, und unstreitig eben so viel des Abends, das ist so die gewöhnliche Ration. Man berechnet, daß er täglich 10 Fr. kostet.

Freylich ist nicht abzuläugnen, daß bey Märschen in bergigen Gegenden der Elephant einer Armee wichtige Dienste leisten kann. Er wird da zum Ziehen der Kanonen und des Artillerie-Trains gebraucht. Er dient als Mauer an Abgründen, und als Verschanzung bey einem Lager. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er verständig und sehr geschickt ist. Sein Rüssel dient ihm als Nase, Hand, Finger, Schleuder, Pumpe und Trichter. Er füllt ihn mit Wasser an, und trägt es, ohne einen Tropfen zu verlieren. Er hebt damit

*) Ich ritt ein Marattenpferd von dritthalb Jahren, und ob ich schon so schwer bin, wie zwey gewöhnliche Männer, legte ich doch in einer Stunde 10 Meilen —?— zurück.

das Allerkleinste, z. B. ein Stück von 12 Sous, von der Erde auf, und gibt es seinem Führer, er wühlt das Pflaster um, reißt Pallisaden aus, und theilt um so so fürchterlichere Schläge aus, je länger sein Hebebaum ist, und je mehr er ihn wie ein derber Ast auf den Körper bringt, den er schlägt. Dieser bewundernswürdige Rüssel kann auch beträchtliche Massen sehr weit fortschleudern.

Wenn man bey dem Elephanten gut angeschrieben steht, so macht es Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten; denn er scherzt wie ein Kind. Er versteckt seine Kräfte so sehr, daß der, welcher mit ihm spielt, glauben muß, er selbst sey von beyden der Geschicktere und Stärkere. Dieß zeigt allerdings eine gewisse Zartheit des Charakters an. Der Elephant ist auch von Natur dankbar, aber auch außerordentlich rachsüchtig.

Ein Paar Züge von ihm, die ich aus sichern Quellen weiß.

Ein Elephant zu Pondichery ging alle Morgen an den Fluß, und zwar stets durch dieselben Straßen bey der Bude eines Schneiders vorbey. Dieser zeigte eines Tages dem Thiere eine Gouilliave, die er in der Hand hatte. Der Elephant hielt den Rüssel hin, nahm den Apfel, aß ihn und fand ihn wahrscheinlich gut; denn am andern Tage kam er ungeladen wieder, und ward abermahls gespeist. Der Schneider fuhr in seinen Geschenken fort, und so ward es den Elephanten zur Gewohnheit. Als der Schneider nun glaubte, daß sein Günstling seine Wohlthaten nicht vergessen werde, fing er mit ihm an zu scherzen, und erlaubte es sich ihn zu necken. Statt der Gouilliave, die der Elephant jeden Tag erwartete, stach er ihn mit einer Nadel. Nun ist aber der Rüssel des Elephanten so zart, daß eine Fliege, die hinein kröche, dem Thiere Convulsionen und den Tod zuziehen würde, wenn es nicht im Stande wäre, sie zum Herausgehen zu zwingen. Der Elephant zog den Rüssel zu-

rück, verbarg seinen Aerger und setzte seinen Weg fort. Nachdem er am Flusse gesoffen hatte, füllte er seinen Rüssel mit Wasser, und hielt ihn beym Rückkehren von neuem dem Schneider hin. Dieser vermuthete nichts Arges, und fing seinen Scherz wieder an. Das Thier paßte ihm auf, so bald es die Nadel sah, goß es mit Macht alles Wasser aus, das es in seinen Rüssel gesogen hatte, und überschwemmte den Schneider, seine Zeuge und seine ganze Bude.

Ein anderer Zug der Dankbarkeit. Ein Soldat von der Besatzung von Pondichery gab einem Elephanten alle Tage etwas zu essen. Eines Tages hatte er sich betrunken und den Appel versehen. Schon sah er die Wache auf sich zukommen, die ihn arretiren sollte. Er war nicht so betrunken, um nicht zu wissen, was man mit ihm vorhabe. Zufällig befand er sich in der Nähe seines Elephanten, er warf sich also vor dessen Füße, gleichsam um ihm seine Vertheidigung anzuvertrauen. Das Thier erkannte ihn, nahm ihn zwischen seine Beine, und er forderte nun die Patrouille auf, ihn diesem Asyl zu entreissen. Man achtete es auch in der That, und der Betrunkene brachte diese Nacht unter dem Bauche seines Beschützers zu.

Ich erinnere noch, daß der Elephant wie ein Mensch einhergeht, d. h., er setzt die beyden Beine derselben Seite zugleich fort, während der Körper auf denen der entgegen gesetzten Seite ruht. Dieß gibt seinem Gange etwas Eigenes, und macht ihn sanfter, gleichförmiger, und ich sollte meinen auch schneller, ob es gleich nicht so scheint. Aber gewiß kommt er im gewöhnlichen Schritte so weit, als ein Pferd im starken Trott.

Der Tieger.

Der königliche Tieger ist hier zu Hause. Alle Wälder Indiens werden durch ihn unsicher, und er ist die Uferwache des Ganges. Die Schiffe, die den Ganges befahren, lau-

fen dadurch sehr viel Gefahr. Die Matrosen in den Schaluppen neben den größern Schiffen sollen immer Beile bereit halten, und im Augenblicke, wenn der Tieger seine enorme Tatze in den Bord des Schiffs schlägt, sie ihm abhauen, und ihn dadurch zwingen, sie fahren zu lassen. Man versichert auch, daß wenn sich unter einer noch so starken Anzahl von Matrosen ein einziger Schwarzer befinde, das blutgierige Thier ihn allen andern vorziehe, wahrscheinlich, weil der Geruch des Tiegers von der starken Ausdünstung aus der Haut des Indiers angenehm afficirt wird. Wie dem auch sey, diese sind am meisten ausgesetzt, seine Beute zu werden.

Man würde einen königlichen Tieger ganz irrig nach jenen Tigerkatzen beurtheilen, die wir in unsern Menagerien sehen. Sie können allerdings die blutdürstigen Neigungen der Tieger haben, aber sie besitzen nicht dieselben Mittel, ihre Grausamkeit zu sättigen, und ihre Schlachtopfer zu unterjochen. Vielmehr denke man sich ein Thier von der Größe eines kleinen Ochsen mit einem viereckigen über Verhältniß großen Kopfe, zwey sehr großen, runden, röthlichen und mit einem Walde von Haaren bedeckten Augen, einem schnaubenden tiefgespaltenen Rachen, aus dessen Grunde sich eine Zunge, wie verdorbenes Blut anzusehen, vorstreckt, deren Spitze bis an die Augen in zirkelförmigen Windungen steigt, starke und nervige Glieder, harte, spitze und gekrümmte Nägel. So sieht ein Tieger aus. Er ist so schaudererweckend, daß man behauptet, das Pferd zittre bey seinem Anblicke, stürze nieder, und überlasse ihm sein Schicksal.

Ich hörte von einem Einwohner Chandernagors erzählen, daß man in dieser Gegend einen Tieger gesehen habe, der vom Kopf bis zur Spitze des Schwanzes 23 Fuß lang gewesen sey. Seine Geschichte ist merkwürdig genug, um hier einen Platz zu verdienen.

Seit langer Zeit war dieser Tieger ans Morden gewöhnt. Männer beweinten ihre Weiber, die er geraubt hatte, und Mütter sahen ihre Kinder von ihm erwürgt. Für Mitleiden nicht empfänglich, verachtete er die Thränen, die seiner Wuth flossen; aber endlich beging er so viele Mordthaten, daß man die Acht und Oberacht über ihn aussprach. Herr Chevalier, Gouverneur von Chandernagor, befahl einem Detaschement, das ein alter Sergant commandirte, das Unthier aufzusuchen, und das Land davon zu befreyen. Die Truppe irrte lang aufs ungewisse umher, endlich fand sie den Tiger, der im Schatten lag und tief zu schlummern schien. Der Commandant ließ Halt machen, und stellte seine Soldaten so, daß kein Flintenschuß verloren gehen konnte. Man schoß nun auf ein Mahl alle Flinten los, das Thier blieb unbeweglich, und man glaubte, es sey todt. Da näherte man sich nun, um dieß ungeheure Wild genauer zu betrachten. Der Sergant als der kühnste ging zu nahe. Als ihn der Tieger im Bereich seiner Klauen sah, sprang er plötzlich auf, stürzte sich auf das Haupt des Unglücklichen, riß ihm vom Kinn an die ganze Gesichtshaut ab, so daß Augen, Nase und Lippen daran hingen, ließ dann die Tatzen zurück sinken und starb *).

Die Indier behaupten, es gebe ein Mittel, sich von einem Tieger zu befreyen, wenn man ihm nirgends anders als in einem Wald begegne. Man soll dann, wenn man von dem Thiere angegriffen wird, schnell nach dem stärksten Baume zulaufen, der jedoch so stark seyn müsse, daß der Teiger nicht Baum und Menschen zugleich umschlingen könne, auch müßte man 2 kleine Stöcke oder 2 Stücke Holz,

*) Dieser Sergant soll sehr schlecht belohnt worden seyn. Nachdem man seine Wunden geheilt hatte, wies man ihn aus der Colonie, und gab ihm bloß die kleine Summe von 500 Rupien oder 125 Livres.

wie es auch gestaltet sey, in der Hand haben. So bewaffnet dreht man sich entgegen gesetzt von dem Thiere, dem man entkommen will, um den Baum herum. Der Tieger, müde mit dem Hölzchen zu spielen, sucht seine Beute nach Art der Katzen hinter dem Baume zu erwischen. Diesen Augenblick benutzt man, und biethet jeder seiner Klauen ein Stück Holz dar. Diese ergreifen es sogleich fest, ohne es fahren zu lassen, dann könne man sich ohne Furcht nahen, und dem Tieger einen Dolch in den Leib stoßen.

Ich weiß nicht, ob diese Berechnung ganz richtig seyn möchte: aber ich rathe wenigstens niemand, die Probe darauf zu machen.

Jedermann kennt ein anderes Mittel, dessen ich mich selbst bey verschiedenen Gelegenheiten bedient habe, um mich gegen die Wildheit dieses Thieres zu schützen. Wenn man die Nacht in einem Walde zubringen muß, wo Tieger hausen, so macht man einen großen Kreis von Feuer um sich her. Dieser Wall wird von den wilden Thieren und selbst dem in Hindostan so häufigen und gefährlichen Gewürme geachtet.

Der Tieger soll einen fürchterlichen Feind haben, nähmlich ein kleines Frettchen (in Madagascar Vansire oder Vond-Sira genannt), das sich von hinten ihm in den Leib stehle, und, ohne daß er sich dagegen vertheidigen könne, die Eingeweide zernage. Auch vermeidet ihn der Tieger mit Abscheu, und man kann annehmen, daß man da, wo nur ein einziges solches Frettchen sich zeigt, nie Tieger finden wird.

Die Indier legen sich nicht etwa auf Tieger-Jagden, wie der Schweizer auf die Gemsen-Jagd. Dabey wäre zu viel Gefahr und zu wenig Vortheil. Doch gibt es Jäger, die, wenn sie hohes Wildbret jagen, genöthigt sind, auf dieses manchmahl mitzuschießen. Bey einem Fürsten, dessen Land gegen Morgen der Gebirge Gattes zwischen den Städten

Ar-

Arcatte und Madras liegt, trug sich zu meiner Zeit ein sonderbares Jagdabenteuer zu.

Ein Privat-Mann hatte eine Laubdecke und Wände über eine Pfütze errichten lassen, in der die Raubthiere sich immer abkühlten. Hinter dem Gesträuch verborgen schoß er nun sicher und unentdeckt auf diese. Eines Tages brachte er seinen zwölfjährigen Sohn mit auf diesen Anstand. Kaum waren sie angekommen, als man den Vater wegen eines dringenden Geschäfts wieder zurück rief. Er stieg von der Decke herab, und unterrichtete vorher seinen Sohn, kein Geräusch zu machen, und die Thiere, die etwa kommen möchten, ruhig trinken zu lassen. Das Kind versprach es, aber kaum war der Vater fort, als es der Versuchung nicht widerstehen konnte, auf einen eben angekommenen Tieger zu schießen. Es streckte ihn am Rande der Pfütze zu Boden. Der junge Jäger triumphirt, wird kühner, und tödtet nach und nach einige andere Thiere. Sein Vater kommt zurück, erschrickt, als er die Leichname sieht, und ruft seinen Sohn, als dieser eben auf ein neues Ungeheuer anschlagen will, das jedoch bey dem Geräusche die Flucht ergreift.

Man kann daraus schließen, daß es mehrere Arten von Raubthieren in den Wäldern Indiens gibt. Ich habe bloß des Tiegers erwähnt, weil er das fürchterlichste und seine Gattung diesem Lande eigenthümlich ist. Auch habe ich selbst keine andern gesehen, außer auf einer Reise, wo ich im Mondschein ganz nahe bey mir einen ziemlich großen Bären gewahrte. Er schien ganz erstaunt, aber ich war es noch mehr, mich bey Nacht und allein in so schlechter Gesellschaft zu befinden. Wir sahen uns einander lange an, ohne Platz zu machen, endlich aber that ich es, und kehrte wieder zurück, um in einer nicht weit davon gelegenen Stadt ruhiger den Tag abzuwarten.

Der Affe.

Der Affe ist scherzhaft und geistreich wie überall so auch in Indien. So zahlreich diese Thiere auch dort sind, so hat man doch kein Arges daraus, sondern man errichtet ihnen Tempel, und sie theilen mit andern Gottheiten die Anbethung der Indier.

Die Wälder sind so damit bevölkert, daß deren fast so viel als Zweige auf den Bäumen sind. Sie sehen alle gleich aus, nur ist die Größe verschieden. Die größten sind wie Füchse. Ihr Körper ist sehr haarig und die Haare sind schwarz. Ihre Behendigkeit ist unglaublich, sie springen mit Schnelligkeit und Blitzes Ungestüm von einem Baume auf einen andern weit entfernten. Ob sie gleich wenig daran gewöhnt sind, Menschengestalten zu sehen, so scheinen sie doch nicht davor zu erschrecken; denn so bald man sein Mittagessen am Fuße eines Aley-maram auf dem Rasen ausgebreitet hat, nahen sich einige wie Bettler, während andere wie Diebe von hinten kommen, um wegzustehlen, was man nicht für gut befindet, ihnen freywillig zu geben.

Es ist unterhaltend, ihnen in ihren Beschäftigungen aufzupassen. Einige belustigen sich durch Sprünge, andre sitzen in einem Halbzirkel vor einem Baumsturzel, einem Oberhaupte gegenüber, das sie mit lächerlicher Ehrfurcht, scheu und ernst zu betrachten scheinen, als ob sie Räthe wären, die eben eine wichtige politische Untersuchung vorzunehmen gedächten. Noch andre scherzen mit ihren Kleinen und unterhalten diese. Neben dem Männchen sitzt das Weibchen, hält ihr Kind in den Armen und stillt es, sieht es mit einem freundlichen Blicke an, und drückt es mit Zärtlichkeit an die Brust, oder liebkoset es, indem es ihm sanft mit der Hand über den Kopf streicht. Außerdem findet man welche, die ihre Wohnungen in Ordnung bringen, und noch andre, die ein Gemach auf

bis 4 Zweigen ruhend inne haben, und für die Hauswirthschaft sorgen, sich niederlegen, oder ihre Familie zur Ruhe bringen.

Es geschieht manchmahl, daß ein Weibchen mit ihrem Säugling vom Baume herabsteigt, um einen Spaziergang in der Kühlung zu machen; erblickt sie dann eine Flinte, oder ein anderes Gewehr, das sie für gefährlich hält, so gibt sie augenblicklich einen Laut der Unruhe und Angst von sich. Der kleine Affe läuft dann gleich zu seiner Mutter, hält sich an sie an, und umklammert sie mit seinen vier Pfoten. Sie eilt nun wieder nach Haus auf den Baum, um das theure Pfand, das die Natur ihr anvertraute, in Sicherheit zu bringen.

Das Palmen-Eichhörnchen.

Das Palmen-Eichhörnchen ist ein kleines Thier dieser Gattung mit schön getiegerter Haut, hellbraun oder dunkelgrau. Es wird sehr häuslich und dient den Kindern zum Spielwerk. Sein Fleisch soll wie Hasenfleisch schmecken. Doch ziehen die Indier ihm die gemeine Ratte oder Kornbodenratte vor, die von ungeheurer Dicke ist, und die sie eben so gern wie Spanferkel verschmausen.

Zweytes Kapitel.

Von den Gewürmen Hindostans.

Dieß schöne Land ist mit ekelhaftem und gefährlichem Gewürme heimgesucht. Ich spreche nicht von den Kaimans oder Krokodillen in seinen Flüssen. Selten gehen

sie aus der Gewässer Schooße hervor, und lassen sich den Vorübergehenden sehen. Man versetzt diese Amphibien in die Wassergräben einiger Festungen, z. B. nach Veylour. Die Engländer zählen mehr auf die wilde Wachsamkeit dieses Gewürms, als auf die Menge von spanischen Reitern, womit sie an andern Orten ihre Wälle spicken *).

Die Pambou-Kappel.

Eins von den gefährlichsten Thieren dieser Art in der Welt und in diesem Lande sehr gewöhnlich, ist eine Schlange, die man Kappel oder Schiff nennt, ohne daß ich die Ursache dieses Nahmens entdecken kann. Sie ist meistens 6 — 7 Fuß lang, aber es gibt noch viel größere und verhältnißmäßig dickere, die eine ganze Katze verschlucken, und ein Kind hinunter würgen könnten.

Die Pampou-Kappel nistet sich in Hecken, in Felsenhöhlen, in alte Mauern und sogar in das Innere der Häuser ein. Ich sah eine über meinem Kopfe hängen, die von der Decke meines Zimmers bis zu dem Buche reichte, das ich in der Hand hielt. Eine andere fand ich auf meinem Bette ausgestreckt, als wollte sie die Nacht mit mir zubringen, wenn ich anders geneigt gewesen wäre, eine solche Nachbarinn zu dulden. Man findet sie vor seiner Thür, auf den Abtritten, in den Küchen und überall. Der Respect, den die Indier für sie haben, berechtigt sie, sich alle mögliche Freyheiten zu erlauben, sie wissen, daß man sie nicht mit Gewalt verjagt. Ihre

*) Die Chinesen jagen die Krokodille auf folgende Art. Sie stellen sich auf den Rücken des Thiers, und schnüren ihm den Leib mit einem Stricke zusammen. Wenn das Thier sie nun bis an das Ufer geschleppt hat, so springen sie geschickt herunter und ziehen das Ungeheuer hinter sich her.

Farbe ist schwärzlich grau, der Bauch ist weiß. Diese Schlange kriecht so schnell, daß man ihr nur durch Laufen entkommen kann. Wenn sie zur Rache gereitzt ist, so zeigt sich ihr Zorn durch die Stellung ihres Körpers, sie läßt ein scharfes, schreckliches Zischen hören und krümmt sich auf ihren Schweif gestützt. Jetzt wirft sie Blicke voll Feuer, läßt ihren Pfeil sehen, und entfaltet an jeder Seite des Kopfs unweit der Ohren eine Muskel oder eine Wulst, von derselben Farbe wie der Körper, so daß der Kopf im Mittel eines kleinen Fächers zu stecken scheint. Vielleicht um deßwillen, weil ihre Gestalt dann einem Segel gleicht, das an seinem Maste befestigt ist, hat man diese Schlange das Schiff genannt. Wie dem auch sey, jetzt ist man ihres Zornes gewiß, und wehe dem, den sie nun erreichen kann; sie gießt den Tod in seine Adern, ihr Schlachtopfer fällt in schreckliche Convulsionen bis zum Augenblicke, wo es stirbt *).

Auch tragen die Indier, welche diese Schlange nicht anbethen, beständig den Vetchamaronndou, oder ein Gegengift bey sich. Wenn sie es sogleich nach dem Bisse, ehe noch die Convulsionen eingetreten sind, auflegen, so entgehen sie mittelst einer strengen vierzigtägigen Diät, während der sie vorzüglich nichts Fettes, Salziges und Wässeriges essen dürfen, dem Tode. Man bringt dieß Gegengift in der Größe einer Erbse in die Wunde, welche die Schlange verursachte, die man, wenn es nöthig seyn sollte, bis zu dieser Größe erweitert. Dann verschluckt man eine gleiche Pille.

Es gibt Götzendiener, die so blinde Sclaven ihrer Vorurtheile sind, daß sie es für ein Glück ansehen, von

*) Wer von einer solchen Schlange gestochen worden, empfindet nur eine halbe Stunde Todesangst. Bald endigt der Tod die Verzuckungen.

einer solchen Schlange gebissen zu werden. Sie halten dieß alsdann für Bestimmung, und denken nur darauf, ihr Leben recht froh zu enden, überzeugt, daß sie dazu berufen sind, in der andern Welt irgend einen recht wichtigen Posten am Hofe des Schlangengottes einzunehmen.

Von allen Göttern Indiens ist gewiß keiner so fürchterlich, als der, von welchem ich eben sprach; denn es ist ein zischender, fressender und dann und wann beißender Gott. Auch trat ich, wenn ich auf meinen Reisen oft genöthigt war, in einem von seinen Tempeln zu übernachten, nie ohne eine kleine Beunruhigung hinein. Denn in jedem solchen Tempel gibt es eine sehr lebendige Kappel, die die Götzenpriester ernähren, und der manchmahl die Lust anwandelt, aus ihrem Allerheiligsten heraus zu spatzieren, um Luft zu schöpfen? Welch ein Vergnügen, ihr dann unter Weges zu begegnen!

Doch hat auch hier die Vorsehung das Heilmittel gleich neben das Uebel gestellt. Man findet an Oertern, die besonders dazu geeignet sind, diese Schlangen zu hägen, eine Art von Hausmarder oder Zibetkatze beschäftigt, sie auszuspüren und täglich sich davon zu ernähren. Man kann ruhig schlafen, wenn man nur einen so wohlthätigen Wächter in seiner Nähe weiß.

Die Viriam-Pambou.

Die Viriam-Pambou ist eine Schlange wie eine Natter. Sie ist etwan einen Fuß lang und grasgrün, daher man sie auch von Blättern und dem Wiesengrunde nicht unterscheiden kann, und sie unter Gesträuch manchmahl, ohne es gewahr zu werden, mit nach Hause bringt. Man sagt, sie schnelle sich auf die Vorübergehenden und steche sie. Ihr Stich thut nicht einmahl weh; man erkennt ihn erst aus dem allgemeinen Blutflusse, der

die Folge davon ist, und ohne Weiteres den Tod nach sich zieht. Ihr Gift scheint mit einer Art von Glasstaub vermengt zu seyn, der alle Adern durchschneidet und alle Poren zerreißt. Noch kennt man kein Mittel gegen dieß Uebel.

Folgender Zug mag beweisen, wie schnell wirkend und fein das Gift dieser Schlange ist.

Eine Heidinn aus Trinquebar, einer Dänischen Colonie, 15 Meilen mittäglich von Pondichery gelegen, fürchtete sich vor einer Reise, die sie nach Madras machen sollte, weil alle Wege voll zahlreicher, insolenter und schlecht disciplinirter Soldaten waren. Einer ihrer Nachbarn that ihr daher den Gefallen mitzureisen. An dem bestimmten Tage reisten sie ab, und die Frau nahm noch ihr säugendes Kind mit. Schon näherten sie sich dem Ende ihrer Reise, als der Mann sich stellte, als ob er etwas in einer indischen Wohnung (Aldea) in der Nähe des Orts zu thun habe, wo die Frau ihr Mittagsmahl für sich und ihren gefährlichen Reisegefährten bereitete. Er ging, kam in einigen Stunden wieder, und brachte auf seiner Schulter einen Karst mit, den er gekauft hatte. Nach Tische setzten die Reisenden ihren Weg fort. Auf ein Mahl blieb der, welcher die kleine Familie anführte, stehen, und stellte sich, als ob er fürchte, den Banditen der Armee zu begegnen. Er beredete die Frau quer durch den Wald zu gehen, um vor Plünderungen sicherer zu seyn. Die Unglückliche folgte ihm, und so kamen sie in eine kleine Ebene, durch die sie schon vorher gekommen waren, und wo jener eine Grube gegraben hatte. Die Frau bebte bey diesem Anblicke, aber es gab kein Mittel sich zu vertheidigen. Er entriß ihr das Kind und führte sie an das Grab, das er ihr bereitet hatte. Hier nahm er ihr Geld und Schmuck ab, und schleppte sie in die Grube. Sie mußte sich niedersetzen, er schaufelte Erde um sie her, bis bloß ihr Kopf noch hervor ragte. Jetzt ergriff er den Karst, um sie damit zu

tödten; da er aber fürchtete, den Schlag nicht sicher zu thun, oder vielmehr durch Einwirkung der göttlichen Vorsicht, hielt er es für besser, sie mit einem ungeheuern Steine, den er so eben wahrgenommen hatte, zu zerschmettern. Er eilte diesen Stein zu hohlen, und in demselben Augenblicke schießt ein Gewürme darunter hervor, sticht ihn und er fällt todt nieder. Das Kind, das indeß auf dem Rasen saß, schrie aus Leibeskräften, der Wald stieß an die Heerstraße, Reisende eilten auf das Geschrey herbey, fanden das Kind, sahen einen Leichnam und einen Kopf, der aus einer Grube hervor ragte. Sie räumten die Erde weg, und gaben die Mutter dem Säuglinge wieder. Von ihr erfuhren sie dann die nähern Umstände dieser sonderbaren Begebenheit.

Drittes Kapitel.

Von den Insecten Hindostans.

Die Fliegen.

Insecten, und unter ihnen besonders die Fliegen, sind für Hindostan eine große Plage. Es gibt Zeiten und Orte, wo man nur des Nachts etwas essen kann, wenn nicht ein Diener, mit einem Fliegenwedel bewaffnet, beständig Schüsseln, Gläser und Gesicht und Hände derer, die bey Tische sitzen, anweht; denn sonst äßen sie Fliegen zu Dutzenden, und würden keine Speise im Magen behalten können, weil diese Insecten zum Erbrechen reitzen.

Die Ameisen.

Wenigstens eben so beschwerlich sind auch die Ameisen, und wie vorsichtig man auch sey, es ist fast unmöglich, sich vor ihnen zu schützen. Da man auf Reisen auf freyem Felde

oder an den Straßen schlafen muß, so kann man gewiß überzeugt seyn, jedes Mahl sein Bett auf einem Ameisenhaufen aufzuschlagen. Die Thierchen merken bald, daß das Dach ihrer unterirdischen Wohnung durch die Berührung eines lebenden Körpers erwärmt werde; stets auf der Wache, kommen sie also auf die Oberfläche herauf, und überschwemmen mit ihrer ungeheuern Anzahl den Unglücklichen, der schon zu schlafen angefangen hatte. Er wacht auf, ist unruhig, schüttelt sich ab, ändert den Platz, und eine Viertelstunde nachher ist er wieder in derselben Lage. Die gewöhnlichste und beschwerlichste Art dieser Insecten sind die kleinen hellrothen Ameisen. Ihr Stich ist sehr schmerzlich und erhitzt gewaltig das Blut. Die Einwohner von Pondichery helfen sich des Nachts damit, daß sie ihr Bett in vier kleine steinerne Gefäße voll Wasser stellen. Aber ich werde noch Gelegenheit haben zu bemerken, daß diese Vorsicht nicht stets hinreichend sey. Die drey Insecten jedoch, vor denen man sich am meisten fürchtet, sind die Moskitos, die Karias und die Scorpione.

Die Moskitos.

Der Moskito ist eine dem Auge fast unsichtbare Mücke, deren Flug schnell, geräuschvoll und dem Ohre peinlich ist. Ihr Stich ist schmerzhaft, und sie wiederhohlen ihn so oft, daß zwey Moskitos im Stande sind, den Körper mit Beulen und Blasen zu bedecken, die das heftigste Jucken zur Folge haben. Man kann sich freylich des Nachts über gegen sie verwahren, so bald man in einem vermachten Zimmer schläft, dann muß man die Fenster vor Sonnenuntergang verschließen, und nicht eher, als bis dieß geschehen, ein Licht ins Zimmer bringen. Denn kaum haben sie eine Lampe bemerkt, als sie auch schon wie die Schmetterlinge darauf zufliegen. Nicht aber aus Lei-

denschaft für das Licht selbst, sondern weil ihnen die Helle dazu dient, die Körper gewahr zu werden, die sie nun auszusaugen sich anschicken. Kaum sind sie in einem Zimmer, als sie auch schon gierig auf Händen, Brust und Gesicht der Anwesenden sitzen. Nichts ist im Stande, sie auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Ist nun einmahl ein solches Unglück geschehen, und man hat die Idee des Ruhens nicht ganz aufgegeben, so rathe ich, das Licht in ein Zimmer neben dem Schlafgemach zu tragen, um alle Moskitos nun dort zu versammeln. Dann lösche man das Licht dort aus, und tappe im Finstern nach seinem Bette zurück. Es ist die einzige Art, der Gefräßigkeit dieser Insecten zu entschlüpfen.

Die Karias.

Der Karia, von dem ich schon gesprochen habe, ist ganz weiß wie Schnee, und gleicht den gewöhnlichen Ameisen vollkommen, nur daß er runder ist. Diese Thierchen quartieren sich in den Grundlagen der Häuser ein, und zeigen sich etwas über den Dielen oder dem Parket. Ihr Quartier gleicht einer von der Sonne getrockneten irdenen Röhre. Das Innere ist spiralförmig gewunden und herrlich geglättet. Da dieß Insect seine Röhren nur um deßwillen baut, und dadurch wie auf einem Gerüste die höchste Höhe der Häuser zu erreichen, und es in die, welche dazwischen sind, nie herab steigt, so braucht man bloß, je mehr es sich erhebt, die Röhren abzuschlagen, um es immer vor Augen zu haben. Aber läßt man ihm Zeit bis unters Dach zu kommen, so gehört das ganze Gebäude sein, ohne daß man sogar mit ihm nur theilen dürfte. Daher stützen die Indier, um die gefährlichen Plane der Karias scheitern zu lassen, das Zimmerwerk ihrer Häuser auf in die Erde gerammelte Pfähle, die ein Ganzes mit der Mauer ausmachen, und deren Spitze 4, 5 bis 6 Zoll

über das Mauerwerk oben hervor ragen. So bald die Arbeit der Karias diesen Theil des freystehenden Holzes erreicht, zerstören sie ihr Gebäude, und das Insect ist genöthigt, wieder von neuem anzufangen, bis es endlich seiner unnützen Anstrengungen müde wird, und sich anderwärts ein Gebäude sucht, das nicht so gut verwahrt ist.

Wenn der Karia seine Jugendzeit damit zugebracht hat, die Hausbesitzer auf sich schimpfen zu lassen, so bekommt er Lust, eine andere Rolle zu spielen. Er wird ein Nachtvogel, aber er gewinnt bey dieser neuen Metamorphose nichts. Sonst lachte man über die Thorheiten seiner Jugend, jetzt stellt man ihnen Schlingen und verspeiset ihn.

Der Scorpion.

Das gefährlichste der Indischen Insecten ist der Scorpion. Er gleicht fast ganz einem kleinen Krebse, nur daß er den Schwanz über den Rücken bis zum Kopfe zurück gebogen hat. Die kleinsten sind lichtgrau und fast durchsichtig. Je älter sie werden, je bräuner werden sie, bis sie zuletzt ganz schwarz aussehen. Dieß sind dann die gefährlichsten. Groß oder klein laufen sie sehr geschwind, und berühren dabey den Boden kaum. Sie schaden nichts, als wenn man sie drückt oder quetscht, dann aber stoßen sie den Stachel, den sie am Ende des Schwanzes haben, mit Gewalt in des Gegners Haut. Der Stich verursacht einen sonderbaren Schmerz, ungefähr als ob man ein glühendes Eisen oder siedendes Oehl in den Adern habe. Manchmahl dauert dieser heftige Schmerz 24 Stunden, manchmahl kürzer, je nachdem das Insect groß war, oder nach Beschaffenheit des Theils des Körpers, wo man gestochen ward. Doch stirbt man sehr selten daran. Wenn man sich gestochen fühlt, muß man vor allen Dingen suchen, den Scorpion zu erwi-

schen, ihn zu zerdrücken und auf die Wunde zu legen. Sein Körper saugt sofort das selbstbereitete Gift wieder ein, und der Schmerz hört auf. Die Landeseinwohner haben auch noch ein anderes Mittel, nähmlich so fort eine brennende Kohle dem Kranken ins Ohr zu legen. Sie halten dieß für ein unfehlbares Mittel, die Circulation des Gifts zu verhindern. Ich sehe freylich den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht ein, und habe daher auch nie, wenn ich von Scorpionen gestochen worden bin, mich dieser sonderbaren Cur unterwerfen wollen. Diese Insecten sind sehr häufig, sie verbergen sich in Mauerritzen, alten Bäumen, altem Zimmerwerke, alten Meubeln, in der weißen Wäsche und im Kehricht. Man findet sie vorzüglich in großer Anzahl in den Zweigen und Knüppeln, die man zum Aussetzen der Gebäude braucht. Wehe dem, der eine Nacht in einer solchen Hütte zubringen muß, er ist beständigen Besuchen ausgesetzt, und muß dann wenigstens das Kommen und Gehen dieser stets unruhigen Insecten geduldig und ohne sich zu rühren ertragen.

Tausendfüße.

Man findet in Indien Tausendfüße von der Länge eines Regenwurms. Dieß sind sehr gefährliche Insecten. Der Theil des Körpers, den sie berühren, wird sofort von einer bösartigen Rose überzogen, oder der ganze Körper wird vielmehr mit Flechten behaftet. Der Kranke bekommt heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Verstandesverirrungen und unterliegt dem Schmerze. Zum Glücke für die Menschheit ist der Tausendfuß sehr selten. Während 10 Jahren sah ich nur einen einzigen, er ging über mich weg, schadete mir aber nichts, weil ich mich hüthete, ihn zu berühren.

Viertes Kapitel.

Von den Vögeln Hindostans.

Die Hühner.

Die Indier haben eine Art Hühner, die wir nicht kennen. Sie haben sehr hohe Beine, und bekommen dadurch ein schlechtes Ansehen. Sie sind zwey Mahl größer als die unsern. Diese Art ist so gewöhnlich, daß man im Innern des Landes das Stück um zwey Sous kauft*).

Obgleich das Geflügel in Hindostan wilder seyn sollte, als bey uns, weil es sich selbst seine Nahrung auf den Feldern suchen muß, und weniger unter Menschen kommt, so ist dieß doch nicht der Fall. Man sieht Hühner, die mit den Kindern spielen, die sich auf Arm oder Kopf des Eigenthümers oder der Frau vom Hause setzen, so bald sie gerufen werden. Ich hatte ein kleines Hühnchen, das mir überall wie ein Hund folgte, und des Nachts auf meinem Kopfküssen schlief. Tauben brachten mir ihre Kleinen, und schienen die Sorge, sie zu ernähren, mir anzuvertrauen.

Die Tauben.

Es gibt hier auch eine besondere Art von Tauben, die zwischen den wilden und den Haustauben mitten inne

*) Diese Preise sind von 1780, wo in Ponganur anderthalb Pfund vom besten Reiß 6 Deniers, 6 Eyer 1 Sou, und ein mittelmäßiges Schwein 50 Sous kosteten. Jetzt ist vielleicht alles drey bis vier Mahl theurer.

stehen. Sie nisten zwar nicht in den Häusern, aber sie scheuen auch die Menschen nicht. Sie wohnen zu Tausenden auf den Bäumen, die in der Nähe der Colonien angepflanzt sind. Ihre Größe gleicht den Drosseln, die Federn sind schön apfelgrün. Man tödtet sie außerordentlich leicht, und sie sind so zart, daß sie gebraten sind, so wie man sie nur ans Feuer bringt. Uebrigens geben sie eine sehr wohlschmeckende und gesunde Nahrung.

Die Indische Henne.

Die Indische Henne ist hier theurer und weniger gemein als in Frankreich. Das Klima ist ihr entgegen, auch lebt sie hier bloß nach genauen Vorschriften und von besondern Nahrungsmitteln. Es gibt in Pondichery Aerzte, die weiter nichts zu thun haben, als die Haushöfe zu besuchen, den Truthühnern einzugeben, und ihnen die Nahrung vorzuschreiben, die für sie paßt.

Uebrigens erfreut man sich an den Küsten so wohl als im Binnenlande aller Arten von Vögeln, die in Europa unsre Augen, Ohren und Zungen kitzeln. Man findet dort aber auch alle, die uns durch ihren unangenehmen Gesang ermüden, durch ihren Anblick erschrecken, oder durch die Kenntniß, die wir von ihrem übelwollenden Charakter haben, in Furcht setzen. Man sieht dort auch viel Wasservögel. Unter den Vögeln, die zur Nahrung dienen, zeichne ich den Pfau, wenn er jung ist, vor allen aus. Es ist ein köstliches und wohlfeiles Gericht. Man kauft einen Pfau für 5 Sous.

Der Papagey.

Doch jetzt nur von einigen diesem Lande besonders eigenen Arten. Der kleine grüne Papagey könnte ganzen Gegenden allein zum Nahrungsmittel dienen, so häufig

ist er. Aber man tödtet ungern dieß allerliebste Thierchen, das sich so leicht erhalten läßt, seinem Herrn treu ergeben ist, und allerliebste Künste lernt.

Der Indische Hänfling.

Es gibt noch einen andern kleinen Vogel, den ich den Indischen Hänfling nenne. Dieß ist ein kleines Wunderwerk. Er hat die Größe unsers Hänflings, und auch dessen Gefieder und artiges Benehmen. Er ist sehr zahm und stets in Bewegung. Um ihn den Verlust seiner Freyheit vergessen zu lassen, stellt man in das Zimmer, das ihm zum Gefängnisse dient, einen Zweig oder eine Pflanze, auf der er nun ohne Unterlaß hinauf und herab steigt. Es scheint, als ob diese unglaubliche Lebendigkeit davon herkomme, weil die Ameisen ihn necken und verfolgen. Eben deßwegen ist es wie unmöglich, ihn lange zu erhalten. Dieß ist sehr Schade; denn nichts ist angenehmer als sein Gezwitscher. Seine Stimme ist so sanft, daß sie rührt und entzückt. Gibt es noch etwas Bewundernswürdigeres an diesen Vögeln, so ist es die Geschicklichkeit, mit der sie ihr Nest bauen. Sie machen es aus grünen Kräutern mit einem Gewebe, das wie grobe Leinwand aussieht. Es hat die Gestalt eines Sackes oder einer Tasche. Der Vogel fängt damit an, daß er mehrere Grashalme fest um das Ende eines Baumzweiges schlingt, er setzt dann seine Arbeit noch weiter unten fort, indem er sich auf jenes bewegliche Gerüst stützt. Er rundet und dreht das Nest an der Basis so, daß es einem Stückchen gleicht, welches an einigen Fäden hängt. Diese Lage ist nicht gleichgültig; denn auf diese Art wird das Nest den Ameisen fast unzugänglich. Diese entfernen sich nicht weit genug von den Baumstämmen, um zu sehen, was am äußersten Ende der Zweige vorgeht, auch würden sie sich nicht einem einfachen Fa-

den anvertrauen, um in das Haus herab zu steigen, das sie wohl sonst zu besuchen Lust haben möchten. Ein so angelegtes Nest ist nun auch dem Spiele der Winde überlassen, und widersteht den Stürmen, wenn starkfallender Regen nicht die Fäden verfaulen macht, oder sie zu sehr nachläßt. In diesem unglücklichen Falle fällt das Nest herab, und die ganze junge Brut verdirbt. Doch auch die innere Einrichtung eines solchen Nestes ist bewundernswerth. Es ist oben offen und erhält sein Licht durch ein gewölbtes Fenster. Dann ist es wieder durch einen Verschlag getheilt, der zwey Stockwerke bildet. Das untere, das sich in einem Bogenschlusse endet, ist zum Eyerlegen bestimmt, das obere um frische Luft zu schöpfen und sich von den Sorgen der Wirthschaft zu erhohlen. So sitzt Vater oder Mutter oben, während eins von ihnen auf den Eyern brütet oder die Kleinen füttert. Nichts ist sonderbarer anzusehen, als wenn eines oder das andere, ja manchmahl alle beyde auf dem Balcon sitzen, die Köpfchen am Fenster, und gleichsam so die schöne Aussicht genießen zu wollen scheinen. Aber einem Mährchen gleich klingt es, wenn die Indier erzählen, daß das Männchen sorgsam einen leuchtenden Wurm in sein Nest legt, um, während seine Kinder das untere Stockwerk bewohnen müssen, es gehörig zu erleuchten.

Der rothe Rabe.

Unter den Raubvögeln muß man einen auszeichnen, der ganz unserm Raben gleicht. Er hat sehr rothe Augen, und sein Gefieder ist fast feuerroth. Er scheint sehr selten zu seyn, denn ich habe nur einen einzigen in Ponganur gesehen. Seine Lebensart ist wie die der Amsel; doch ist er weniger wild, aber viel stiller.

Der Geyer.

Der Geyer ist in diesem Lande so gewöhnlich, besonders

da, wo Armeen ziehen, daß man sie truppweise wie die Schafe von Berry erblickt. Sie sind so wenig scheu, daß sie während der großen Tageshitze im Schatten der Bäume Kühlung suchen, und sich mit unter die Reisenden mischen. Nun eben keine angenehme Nachbarschaft, theils wegen des häßlichen Ansehens dieser Vögel und ihres aasigen Geruchs, theils weil es doch, so viel ich weiß, noch nicht bewiesen ist, daß sie nicht auch die Lebenden anfallen, wenn sie keine Todten in der Nähe haben. Man kann, wenn man mit ihnen unter einem gemeinschaftlichen Obdache ist, weiter nichts thun, als sie ruhig gehen lassen und sich stellen, als bekümmere man sich gar nicht um sie.

Der Sperber-Gott.

Man sieht in Hindostan Sperber von der Größe eines jungen Adlers, und eben so stolz wie diese. Ihr Gefieder ist sehr mannigfach und glänzend. Immer ist der Sperber allein und scheint die andern Vögel zu verachten. Man kann ihm kein Verbrechen aus diesem Gefühle seiner Würde machen; denn man erweist ihm göttliche Ehre, und seine eifrigsten Anhänger nehmen nicht eher irgend eine Nahrung zu sich, bis sie das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Wenn diese Fanatiker hungrig oder durstig werden, suchen sie emsig den, dessen Abwesenheit ihrem Magen Schmerz verursacht, auf den Spitzen der Tempel, auf Häusern oder Bäumen zu erblicken, und setzen sich nicht eher zu Tische, bis sie ihn angebethet haben.

Es gibt noch eine Menge anderes in Indien einheimisches Geflügel; da ich aber selbst keine Bemerkungen über sie gemacht, auch von anderswoher nichts Interessantes von ihnen erfahren habe, so übergehe ich sie mit Stillschweigen.

Dritte Abtheilung.

Von den Städten und Völkerschaften in Hindostan.

Wir können hier kein Gemählde herrlicher Städte, wie Rom, Neapel, London oder Paris versprechen. Die Indischen Städte enthalten keines von jenen köstlichen Denkmählern, die man jeden Tag in andern Gegenden der Erde, in Aegypten, Syrien, am Euphrat und fast überall, wo mächtige Nationen lebten, entdeckt. Man sieht dort weder ein Bagdad, noch Palmira, noch die heiligen Ueberreste des alten Alexandriens. Man könnte daraus schließen, daß Indien nicht das Vaterland jener Künste sey, die in Jonien, zu Corinth und Rom vor langen Zeiten geübt wurden; aber man würde doch auch Unrecht haben, die Indier für Wilde zu halten, die sich scheuen, sich neben einander anzusiedeln, und die sich begnügen, armselige Hütten, fern gelegen und allem gesellschaftlichen Verkehr entfremdet, zu bewohnen.

Es gibt große und mächtige Städte an den Küsten, wie Bombey, Suratte, Goa, Calicut, Momgualor, Cochin, Negapatnam, Trinquebar, Kareikall, Pondichery, Sanct Thomas, Madras, Masulipatnam, Chandernagor und Kalkutta; es gibt andere im Binnenlande, die diesen an Bevölkerung nichts nachgeben, als: Arcatte, Veylour, Enjoumaley-Drougam, Ponchepagueri, Crauganor, Tanjaour, Gouram-Canda, Ballabouram, Darmavaram,

Bengonlour, Savenour, Kadappa, Siringapatnam, Golkonde, Aurengabath, Deli und mehrere andere.

Wir werden nicht von jeder dieser Städte einzeln sprechen, denn sie gleichen sich fast alle, und über einige könnten wir nur Muthmaßungen mittheilen. Doch über die interessantesten wollen wir einige Bemerkungen geben, über die andern nur so viel, daß die Bevölkerung einer jeden sehr beträchtlich ist. 50, 60, ja 100,000 Seelen leben in einem nicht zu großen Raume, und dieß ist um so überraschender, da die Häuser meistens nur ein Erdgeschoß haben, die Straßen breit sind, und öffentliche Plätze, Pagoden und Wasserbehälter den größten Theil der Fläche wegnehmen. Aber 30 — 40 Indier wohnen in einem Raume, der nicht größer ist, als das Behältniß eines Thürstehers bey uns. Sie haben wenig Geräthe; einige alte Kisten, um ihre Kleidungsstücke aufzuheben, ein oder zwey Chinbous oder Trinkgeschirre, eben so viel kupferne Schüsseln, um den Reiß oder Cari *) aufzutragen, einen großen Topf, um den Sourow **) zu machen, darin besteht das ganze Mobiliar der meisten. Da man sich auf die Erde setzt und in dieser Stellung ißt, braucht man weder Stühle noch Tische.

Es gibt zwey Arten zu bauen. Die erste ist die gewöhnlichste, weil sie weniger kostspielig ist. Sie besteht darin, Mauern aus Koth oder Erde, mit Stroh vermischt, aufzuführen, sie mit Stroh zu bedecken, oder eine Decke von Reißbunden darüber zu machen. Die Mauern sind dann 4, 5

*) Cari ist das Ragout dieses Landes. Man macht es aus Wasser, Pfeffer, Salz, Knoblauch, zerlassener Butter und Fleisch, wenn man welches hat. Reiche Personen thun noch Saffran daran.

**) Sourow ist nichts anders als gekochter Reiß. Ehe man ihn kocht, heißt er Arissi.

bis 6 Fuß hoch, ohne Fenster. Die Hausthür hat auf den Dörfern und in Paricheries oder Wohnungen der Parias 2 bis 3 Fuß Höhe. Diese Häuser sind inwendig weder gedielt noch getäfelt. Man sucht nur den Boden gleich zu machen, und damit die Erde fest werde, reibt man sie täglich mit der Hand mit Kuhmist, der in etwas Wasser aufgelöst ist. Dieser Ueberzug veranlaßt, wenn er mit geschickter Hand aufgetragen wird, den Eindruck mehrerer Figuren auf dem Fußboden, wodurch eine Art Parket entsteht.

Doch bewerfen wohlhabendere Leute ihre Wohnungen inwendig und von Aussen mit Kalk. So ein Gebäude kann denn, ohne Grund und Boden zu rechnen, der, wie ich schon gesagt habe, dem Fürsten gehört, 25 bis 30 Livres kosten. Doch kehrt man sich beym Bauen an den Fürsten nicht, jeder kann dahin bauen, wo er einen leeren Platz findet; aber der Fürst kann auch jeden aus seinem Hause wieder jagen, so bald er dieß für gut befindet. Dieß ist unstreitig die Hauptursache der geringen Mühe, die die Indier sich geben, um bequem zu wohnen, und des wenigen Eifers, den sie in Anlegung nützlicher und angenehmer Pflanzungen um ihre Wohnungen zeigen.

Es ist zum Staunen, daß diese Art von Baracken, die man in der Landessprache Contchoux nennt, um sie von den Stadtgebäuden, die Voudougueil heißen, zu unterscheiden, unerachtet der Regen und Stürme, 30, 40, ja 50 Jahre aushalten, so fest und dauerhaft ist die Erde, aus der man sie baut.

Die eigentlichen Häuser, die man aber fast nirgends als in Städten findet, werden aus Ziegelsteinen, Kalk und Sand gebaut. Sie haben ein gutes Fachwerk von Palmenholz und sind mit Hohlziegeln gedeckt. Sie sind größten Theils mit einem Säulengange von Backstein oder Holz geschmückt. Die Säulen haben Piedestal und Capitäler, die

den Vorsprung des Daches tragen. Die Piedestals dienen einer Terrasse oder Gallerie, die um eine oder mehrere Seiten des Gebäudes läuft und als öffentlicher Ort angesehen wird, zur Stütze. In Orten, wo es keine Savadi gibt, etabliren sich die Reisenden auf diesen Gallerien, schlagen ihre Küche da auf, und bleiben so lange, als es ihnen gefällt, ohne den Hausherren ein Wörtchen deßhalb zu vergönnen.

Die großen Häuser haben zwey Seiten- und ein Hintergebäude, welche ein vollkominenes Viereck bilden. In der Mitte ist ein gepflasterter Hof. Man findet im Innern einen zweyten Säulengang nebst einer Gallerie, die mit der erstern zusammen hängt. Die Zimmer sind zwischen den beyden Terrassen, und meist dunkel, weil sie bloß von der Seite des Hofes Licht erhalten und keine Fenster nach der Straße zu haben.

Diese Art zu bauen ist in ganz Indien dieselbe. Die Häuser der Europäer zeichnen sich freylich aus, doch davon in der Folge.

Die merkwürdigsten Gebäude dieses Landes sind die Pagoden, die Wasserplätze und die Palläste der Fürsten und Großen. Aus den Wasserbehältnissen trinkt die ganze Stadt, aber dieß ist um so unangenehmer, je mehr Unreinigkeiten sie enthalten. Man badet sich darin, man wäscht darin, und entledigt sich ruhig alles Ueberlästigen da hinein.

Von den Tempeln und Pagoden werde ich bey Gelegenheit der Religion in Hindostan sprechen, jetzt also bloß von den Wohnungen der Großen.

Die Palläste sind nach dem allgemeinen Plane, von dem ich eben gesprochen habe, gebaut; aber sie sind größer und schmuckreicher. Die Thore so wie die Säulen sind nach gothischer Art mit Bildhauerarbeit verziert. Das Holzwerk ist gemahlt und die Cornichen manchmahl vergoldet.

In den Hauptstädten findet man sehr schöne Palläste von sonderbarer Bauart. Es sind viereckige Pavillons mit 7 bis 8 Stockwerken, immer eins enger als das andere, so daß das Ganze eine Pyramide bildet. Jedes Stockwerk ist von dem benachbarten durch ein kleines Wetterdach unterschieden, an dem Zierathen, besonders kleine vergoldete Glöckchen hängen.

Die Pracht eines Gebäudes besteht übrigens bey den Indiern hauptsächlich in der ungeheuern Oberfläche der Bau-Materialien. Ein Pallast, der mit Steinblöcken von 25 bis 30 Fuß Länge, wären sie auch unbehauen und ohne Zurichtung, wäre erbaut worden, würde für höchst prachtvoll gelten. So thürmen sie mit großen Kosten Felsen über einander, und lassen ihre Größe darin bestehen, sich lebendig in einem Steinbruche zu begraben. Doch theilen die Europäer diesen Ungeschmack nicht.

Die dortigen Arbeiter besitzen das Talent, die Ziegelsteine so zu bearbeiten, daß verschiedene Verzierungen dadurch hervor gebracht werden. Sie mauern sie mit Kalk ein, der aus Muscheln gemacht und mit Zucker und Wasser eingerührt wird. Man fügt zu dieser Masse noch gestoßene Ziegelsteine hinzu, und bekommt einen Kitt von unglaublicher Festigkeit.

Nur ein Beyspiel davon. Als die Engländer sich Pondichery's unter dem Gouvernement des Herrn von Lally bemächtigten, ließen sie durch Minen alle öffentliche Gebäude und selbst die meisten Privat-Häuser in die Luft sprengen. Das Capuciner-Kloster gehörte darunter. Die Mine, welche unter den Mauern eines Ganges von 200 Schritten Länge sich hinzog, zertrümmerte die Mauer bis da, wo sich die Gewölbe anschlossen, ganz. Sie stürzte zusammen. Nur noch die gegenüber stehende Mauer blieb, und an ihr hingen noch die Gewölbe, welche das Pulver verschont hatte. Es war nichts anders zu erwar-

ten, als daß diese Gewölbe, dem Einflusse der Witterung ausgesetzt, durch den Regen aufgelöst, bald auch herab stürzen würden. Nach dem Frieden bezogen jedoch die Capuciner die vorige Stelle ihres Klosters wieder, und lehnten ein Breterwerk an diese unregelmäßig überhängenden Gewölbe. Lange Zeit begnügten sie sich mit dieser Art von Wohnung. Endlich aber wurden sie kühner, führten über diesen Ruinen noch ein Stockwerk auf, und ob sie es nun gleich seit 25 Jahren bewohnen, ist doch noch nicht ein Stein davon herab gefallen.

Nichts ist schöner als der Abputz der Europäischen Häuser an der Küste Coromandel. Diese glänzende Politur entsteht aus der Vermischung des eben erwähnten Kalkes mit Zuckerwasser und Eyweiß. Die Arbeit erfordert freylich Geduld, weil die Arbeiter sich einer Mauerkelle bedienen, die nicht breiter als der Nagel des Daumens ist. Sie müssen mit diesem Werkzeug zwanzig Mahl über den Ueberzug fahren, bis er trocken ist. Aber diese Arbeit ist in gewisser Hinsicht für sie die Belohnung vorher gehender Bemühungen durch das Vergnügen, das sie beym Anblick des fertigen Werkes empfinden. Der feinste Marmor kann dem Auge nicht mehr wohlthun, als diese wahrhaft unzerstörbare Glasur. Man mischt nun auch die beliebtesten Farben darunter und sie stehen sehr fest. Hier sind die Mauern weiß, dort gelb, hier blau, dort hochroth oder fleischfarben übertüncht. Diese bewundernswürdige Verschiedenheit macht in diesen Gegenden größten Theils den Reitz der Europäischen Städte aus.

Man muß gestehen, daß unsre Vornehmsten nicht so anständig wohnen, als ein mittelmäßiger Kaufmann in Indien. Sein Haus ist aussen mit einem Säulengange, der köstlich polirt ist, geschmückt. Dieser Vorhof hat den doppelten Vortheil, dem Gebäude ein prachtvolles und majestätisches Ansehen zu geben, und die Zimmer vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Dem Säulengange gegenüber tritt man zuerst in einen schönen Gesellschaftssaal. Man hat von da

aus die Aussicht auf die Gärten und die Straße. An beyden Seiten des Saals gehen die Zimmer hin, und hängen mit ihm durch Thüren zusammen, bey deren Anlage man die strengste Symmetrie beobachtet. Auf dem Hause ist eine Terrasse, oder ein plattes Dach, das dem Regen undurchdringlich ist. Es wird aus mehrern Lagen von Quadersteinen gemacht, die sich kreutzen und mit Kalk verbunden sind. Wenn die Terrasse recht ausgetrocknet ist, selbst manchmahl nach einigen Jahren erst, bedeckt man sie mit einem dicken Ueberzuge von gewöhnlichem Kalke, und bringt darauf wieder eine Lage von dem, der so, wie ich oben gezeigt habe, zubereitet ist. Die Terrassen sind mit Brustlehnen, welche durchsichtig und mit Kunst gearbeitet sind, versehen. Hierzu kommt noch manchmahl ein Belvedere. Dort geschehen denn die häuslichen Spatziergänge; hier vergißt man bey einer halben Stunde angenehmer Kühlung die Hitze, die man den ganzen Tag über ertragen mußte, und hohlt sich Resignation, sie morgen wieder auszustehen, in der Hoffnung, nachher wieder eben so köstlich der Kühle zu genießen. Aber auch Höfe und Gärten enthält das Gebäude. In den erstern sind die heimlichen Gemächer, die Ställe und Wagenschuppen, Küche, Keller, Magazine, Bedientenstuben, alles, was zum Dienst gehört, ist von dem Hauptgebäude entfernt, um es nicht zu verunzieren.

In jedem Garten sind mehrere Wasserbehälter, weil man alle Tage gießen muß, sonst würden die Pflanzen vertrocknen. Die Art zu gießen ist auch sonderbar. Hier ist sie.

Neben dem Wasserbehälter erhebt sich senkrecht ein Stück Holz oder ein Stein von 8 bis 10 Fuß Höhe. Quer drüber liegt ein Balken, der drey Mahl länger ist, und vermittelst einer Achse darauf im Gleichgewicht schwebt. Ein Eimer ist an dem kleinsten Theile dieses langen Balkens angebracht. Da, wenn die Maschine sich selbst überlassen ist, der entgegen gesetzte Theil schwerer wiegt, so ist der Eimer in der Luft und hängt an einer Stange. Will man es nun

in den Wasserbehälter bringen, so steigen zwey starke und gewandte Menschen auf die Mitte des Balkens. Ruhen sie nun im Gehen auf der Seite, wo der Eimer ist, so senkt sich dieser ins Wasser herab, und unterdessen gehen die Menschen auf die entgegen gesetzte Seite. Nun erhebt sich der Eimer wieder und kommt auf die Oberfläche des Behälters. Jetzt gießt ihn ein dritter Gärtner in eine Rinne, von wo aus sich denn das Wasser dahin verbreitet, wo man es braucht. Dieß geht so geschwind, daß das Wasser immer läuft, und der Zuschauer kaum die beyden Gärtner auf dieser schmalen Balance gehen sieht. Und doch sind sie oft 20 Schuh erhöht, oft wieder ganz nahe an der Erde, ohne daß ihnen ein Unfall begegnet. Sie sind bey ihrer Beschäftigung so wenig genirt, daß sie lachen, singen, rauchen und Betel dabey kauen.

Mit Ausnahme sehr weniger sind die Städte im Innern des Landes nicht sehr schön. Das ist auch nicht zu verwundern, weil sie bloß mit Ackerbauern und armen Handwerkern bevölkert sind, die weit mehr daran denken, sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, als ihre Häuser zu verzieren. Wenn auch ihr Vermögen sie in den Stand setzte, Aufwand zu machen, so würden sie sich noch weit mehr hüthen, ihren Luxus sehen zu lassen, aus Furcht, die Habsucht des Fürsten zu erwecken, der ihnen ihre Häuser nehmen, und sie bald dahin bringen würde, nicht einmahl eine armselige Hütte mehr zu haben. An der Küste dagegen, wo der Luxus Bedürfniß ist, und der Handel die Einwohner bereichert, die Eigenthümer auch unter dem Schutze der Europäischen Gesetze stehen, wenden die Indier ohne Furcht ihren Ueberfluß an, um ihre Häuser zu verschönern. Auch sind diese Städte mit Geschmack gebaut und angenehm. Ein Paar Worte von denen, wo ich länger gewohnt habe.

Pondichery.

Die Hauptstadt der Französischen Besitzungen in Indien, Pondichery *), würde jetzt eine der bevölkertsten Städte der Erde seyn, wenn sie nicht so viel durch Kriege ausgestanden hätte, wo die Sieger sie ganz und gar nicht schonten. Der Reisende seufzt, wenn er auf so vielen Plätzen nur die Trümmer des vorigen Glanzes sieht. Noch jetzt hat sie breite nach der Schnur gezogene Straßen; sie sind mit schönen Bäumen bepflanzt, die das ganze Jahr über voll tulpenförmiger Blumen hangen; es sind dieß die Porchaimaram. Die Kühle, die sie verbreiten, mäßigt die auf dieser sandigen Fläche fast unerträgliche Sonnenhitze.

Der große Platz, von dem jede Seite wenigstens 600 Schritt lang ist, liegt in der Mitte der Stadt und ist nach dem Meere zu offen. Gegen Norden steht der Pallast des Gouverneurs, ein majestätisches und sehr weitläuftiges Gebäude, ob es gleich keine jener Asiatischen Verzierungen mehr hat, womit der ehrwürdige Herr Dupleix es einst geschmückt hatte, um die Größe seiner Nation geltend zu machen. Etwas drüber sind die Casernen für die Infanterie. Gegen Abend des Platzes liegt die Jesuiten-Kirche und Collegium, mittagwärts das Capuciner-Kloster und einige allerliebste Privat-Gebäude. Pondichery hat anderthalb Stunden, oder 4500 Toisen im Umfang. Es ist der Sitz eines Gouverneurs und eines hohen Raths. Die Einwohner sind Europäer, Indier von allen Kasten, Mahomedaner und Juden.

*) Pondi, oder Pondouchery bedeutet ein neues durch Parias bewohntes Dorf. Die Malabaren, die dort wohnen, nennen die Stadt auch Pondounnaguer, oder den neuen Pallast, theils wegen der Schönheit der Gebäude, theils damit man nicht glaube, sie wären Mitbürger der Parias.

Doch führt der Handel auch viele andere Nationen dahin, als Chinesen, Siamer, Amerikaner. Man sieht in den Ringmauern Synagogen, Kirchen und mehr als 40 Pagoden oder Götzentempel. Die Bevölkerung kann man wenigstens auf 50000 Seelen rechnen. Gewöhnlich sind die Nahrungsmittel wohlfeil und man lebt sehr gut. Das Brot ist so gut als in Paris, und fast um denselben Preis zu haben. Man verzehrt dort Weine von Madera, Teneriffa und Bordeaux. Zu Kriegszeiten ist der letzte drey bis vier Mahl theurer als die andern, auch trinken ihn nur reiche Kaufleute.

Die Umgebungen der Stadt sind fruchtbar, gesund und angenehm. Prächtige Straßen, mit schönen Bäumen besetzt, erleichtern die Verbindung der Stadt mit den benachbarten Wohnungen. So in Südost die schöne Anfurth von Ariancoupam, in Osten die von Oullougarey und Valdour, und in Norden die von Madras.

M a d r a s.

Funfzehn Meilen nördlich von Pondichery findet man M a d r a s, die Hauptstadt der Englischen Besitzungen in dieser Gegend von Indien. Sie ist bevölkerter als Pondichery, aber viel weniger angenehm. Man theilt sie in die w e i ß e und s c h w a r z e Stadt. Die letztere ist eigentlich nur eine unermeßliche Vorstadt der erstern. Die Straßen darin sind enge und schmutzig, und sie enthält wenig schöne Gebäude. Aber die weiße Stadt oder Festung Madras ist schön, reich, sehr befestigt, und, wie ich glaube, groß genug, um in Kriegszeiten eine Besatzung von 30—40,000 Mann zu enthalten.

Alle Religionen werden hier geduldet, selbst die katholische, deren Kirche von den Capucinern versehen wird. Madras ist der Sitz eines General-Gouverneurs und eines hohen Raths, die gemeinschaftlich im Nahmen

und mit Vollmacht der Indischen Compagnie ihre Gewalt ausüben.

Sanct Thomas.

Die Stadt Sanct Thomas liegt eine kleine Stunde von Madras, und scheint nur eine Vorstadt davon zu seyn. Doch ist sie sehr davon verschieden; denn sie gehört der Krone Portugal. In der Landessprache nennt man sie Mailabouram, oder die Pfauenstadt, entweder weil es ehemahls eine große Menge Pfauen in den benachbarten Gehölzen gab, oder weil man sie wegen ihrer Schönheit mit den schönsten Bewohnern der Lüfte vergleichen wollte, oder noch wahrscheinlicher, weil sie dem Pfau, als der Schutzgottheit des Landes, geweiht war. Wie dem auch sey, diese kleine, gut gebaute, aber schlecht bevölkerte Stadt ist die einzige Besitzung, die die Portugiesen auf der Küste Coromandel behalten haben. Betrachtet man sie als einen bloßen Aufenthalt auf dem Lande, so hat sie etwas Reitzendes; auch machen die Engländer täglich Spatziergänge dahin. Es gibt in Sanct Thomas einen Titular-Bischof, dessen Sprengel sich von Cochin bis an das Königreich Ava erstreckt. Die allgemeine Tradition des Landes erzählt, der heilige Thomas habe hier das Evangelium gepredigt und den Märterer-Tod gefunden. Man bewahrt selbst noch in der Cathedral-Kirche die Lanze auf, mit der er durchbohrt wurde, und trägt sie an gewissen Tagen in feyerlicher Procession herum. Nicht weit von der Stadt liegt eine unterirdische Capelle mit einem Altare, hier soll der Apostel Gottesdienst gehalten haben. Auch versichert man, daß er auf einen kleinen Hügel, der über diese Grotte ist, den Todesstoß erhalten habe. Wie man auch über diese Tradition urtheilen möge, so verdient doch auch bemerkt zu werden, daß man noch jetzt in einer Entfer-

nung von 50 Meilen von Sanct Thomas Völkerschaften findet, die sich rühmen, Kinder der Schüler des heiligen Thomas zu seyn. Diese armen Leute haben von der christlichen Religion nichts mehr als einige Gebräuche voll Abgöttereyen; aber sie besuchen doch alljährlich das Grabmahl ihres Apostels.

Goa.

Südwärts von Bombey besitzen die Portugiesen noch eine Stadt, die in ganz anderer Hinsicht als jene merkwürdig ist. Dieß ist Goa. Es liegt in der angenehmsten Lage, an den Ufern eines großen Flusses, dessen Bett gleichsam die Hauptstraße bildet. Die Mündung desselben, die wie der Eingang in eine Stadt ist, wird von zwey Festungen vertheidigt, deren Feuer sich kreutzt. Die Schiffe fahren bis acht Meilen den Fluß hinauf, und sind mit Tauen längst der Stadt hin befestigt, als ob es bloße Kähne wären. Goa gewährt einen herrlichen Anblick, wenn man es seiner ganzen Länge nach von einem Hügel herab betrachtet. Es ist ungefähr vier Stunden lang, aber es enthält viele unbebaute Zwischenräume. Die Menge der Klöster, Kirchen und Glockenthürme, die alle Gipfel der Berge, Hügel und Anhöhen krönen, die die Natur auf diesem Boden schuf, die Schiffe und Boote, die den Fluß herauf und hinab schwimmen, die Obstgärten, die die Ufer beschatten, und ihr Grün mit den Dächern der Häuser mischen, gewähren einen wahrhaft hinreissenden Anblick. Untersucht man die Sache einzeln, so verliert sie freylich. Man sieht nichts als zwey große Dörfer, wovon das eine an der Meeresküste liegt, und das andere sich tief ins Land hinein streckt, welche die Vorstädte ausmachen; ein drittes zwischen ihnen in der Mitte ist die eigentliche Stadt. Die zunächst am Meere gelegene Burg, nach der heiligen Agnes benannt, ist der

Sitz des Erzbischofs, Primas von Indien. Das entferntere Schloß, das den Nahmen des heil. Josephs führt, besteht aus einer Parochial-Kirche, einem Franciscaner-Kloster nach der verbesserten Regel, unter der Benennung Madre di Dios, einigen guten Häusern, unter denen sich der Pallast des Kanzlers auszeichnet, und einigen ziemlich elenden Wohnungen. In der obern Stadt liegen die ungeheuern Klöster der Dominicaner, Franciscaner, Augustiner und Jesuiten, die Parochial-Kirche St. Peters, die Hauptkirche, der Pallast des Vice-Königs, die Casernen, das Collegium St. Pauls oder des heiligen Glaubens und einige Häuser. Ribondar mit den Kirchen und Häusern, die dazu gehören, macht die untere Stadt aus.

Es ist in Goa ein Gerichtshof, der sich Parlament nennt.

Das Primat-Kapitel in Goa besteht ohne Unterschied aus Europäischen und Mulattischen Canonicis. Dieß macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man sie auf dem Chore zusammen sieht. Ungeachtet des Wunsches der Krone, die es empfohlen hatte, die Kirchen und geistlichen Gemeinheiten damit zahlreich zu versehen, gibt es aber doch nur wenig Schwarze darunter.

Die Kirchen sind größten Theils schön und reich geschmückt. Es gibt fast keine, die so arm wäre, daß an Festtagen das Innere derselben nicht mit Taffeten von verschiedenen Farben bekleidet, und der ganze Fußboden mit reichen Teppichen bedeckt sey, und die nicht einen Voraltar und kleine Stufen darauf von goldener oder silberner erhabener Arbeit habe.

Doch die reichste und schönste von allen ist die Jesuiten-Kirche. Ein Erzbischof, der die Jesuiten verfolgte, denen sie gehörte, ließ sie auf seine Rechnung verwü-

sien *). Doch hat er ihr noch Reichthümer genug gelassen, um ihre Ausschmückung bewundern zu müssen. Die Capelle, in der der Körper des heil. Franciscus Xaverius ruht, macht einen beträchtlichen Theil dieses Gebäudes aus. Sie ist eins der schönsten Denkmähler. Die Thür ist aus einem kostbaren Steine gemacht, und war ehemahls mit Goldblech belegt. Mitten in der Capelle erhebt sich eine Pyramide von verschiedenem Marmor, aus eben so viel Marmorstücken als einzelnen Farben bestehend. Alles ist mit der größten Sorgfalt gearbeitet. Ganz oben, gleichsam als Krone der Pyramide, steht ein Koffer von schwarzem Holze — vielleicht solches, das man Eisenholz nennt — auf dem die vorzüglichsten Thaten des Apostels der Indier ausgearbeitet sind. In diesem Kasten ruht auch sein ganzer Körper im Priester-Ornat mit Ausnahme des rechten Armes, der auf Befehl des Papstes nach Rom gebracht ward **).

Die Sacristey ist nicht weniger sehenswerth. Sie ist groß wie eine mittelmäßige Kirche, getäfelt, und an den Gesimsen vergoldet. Sie enthält besondern Kirchenschmuck für jeden Heiligen, deren Feste man das Jahr über be-

*) Er wurde nach Hause gerufen, zur Rede gestellt, und mußte freywillig abdanken, damit man über ihn nachher noch andere Strafen verhängen konnte.

**) Es ist üblich, daß die Königinnen von Portugal mit eignen Händen das Meßgewand sticken, womit der Körper des Heiligen bekleidet ist. Alle 20 Jahr öffnet man den Kasten und ändert die Kleidung. Die vorige wird nach Hofe geschickt, von wo aus sie denn nach Gutbefinden verschenkt wird.

Seit seinem Tode ist der heil. Franciscus Xaverius zum Lieutenant-General oder Vice-König von Indien erklärt worden, so daß man annimmt, er trage sein Amt auf den wirklichen Vice-König jedes Mahl über, auch bittet ihn dieser darum, ehe er von seinem Gouvernement Besitz nimmt.

geht, und damit sich die Kirchner nicht irren, stehen die Statüen der vorzüglichsten Heiligen über den Schränken, die das, was zu ihrer Verehrung gehört, enthalten. Die Figuren der andern, weniger geachteten, sind über der Thür der ihnen zugehörigen Schränke in Holz geschnitzt oder gestochen.

Diese Kirche Jesus hat nur noch einen einzigen Canonicus, der die Aufsicht darüber hat. Er muß besonders wachen, daß die Gebäude sich erhalten, und die Feste nach Maßgabe der Sacristey gehörig gefeyert werden.

Es gibt eine Menge Klöster in Goa. Jeder geistliche Orden unterhält hier einen Provincial, von dem wieder mehrere Verbrüderungen abhängen. Uebrigens sind die Gebäude solcher geistlichen Gemeinheiten wie kleine Städte. Ich werde bloß von zweyen sprechen.

Das erste, welches zugleich das sonderbarste und angenehmste in Hinsicht seiner Lage ist, wird la Madonna del Capo, oder Unsere liebe Frau vom Vorgebirge genannt. Es ist eine Beykirche von dem großen Kloster der verbesserten Franciscaner, la Madre di Dios. Es liegt auf einem Vorgebirge, welches sich so weit ins Meer streckt, daß die Gewässer unter dem Gebäude, und selbst unter einem Theile der Gärten, die sich doch hinter dem Kloster befinden, hinweg strömen. Der Felsen, der ihm zum Grunde dient, ist der Zufluchtsort der Bären und Tieger. Nichts ist so reitzend pittoresk als dieser Ort. Jeder Mönch übersieht aus seinem Fenster eine Strecke von 15 Stunden weit. Die Luft ist so gesund, so stärkend, daß man alle kranke, störrige, misantropische Ordensbrüder dahin schickt, um sie zu heilen. Und das Mittel hilft sicher. Kaum sind sie einige Zeit in Madonna del Capo gewesen, als sie auch alle ihre

mora=

moralischen und physischen Uebel ablegen. Sie werden gesund, sanft, gefällig, und fast geistreicher, als sie waren, bevor man sie dorthin schickte.

Ein andres Kloster, dessen ich Erwähnung thun muß, ist das des heiligen Dominicus. Es ist der Hauptort der Bekenner dieses Ordens in Goa. Das Haus selbst hat nichts Bemerkenswerthes, weder in Hinsicht seiner Eleganz, noch seiner Lage, die eben nicht sehr vortheilhaft ist. Ich rede bloß deßhalb davon, weil es der Aufenthalt des Friedens, der Milde und aller Tugenden, die das gesellige Leben beglücken, ist. Die Mönche sind reicher als viele andre, aber sie leben mäßig, um den Armen von ihrem Ueberflusse mittheilen zu können. Ob sie schon unter einer sanften Oberaufsicht leben, die jedem Freyheit in Fülle läßt, so mißbrauchen sie diese doch nicht, sie gehen fast nie aus, wenigstens nie allein, ob sie schon weiter von allen Wohnungen entlegen sind, als daß man über ihre Aufführung sorgfältig wachen könnte. Sie beobachten die Ordensregeln genau, und verrichten den Gottesdienst mit der größten Würde und Anstand *).

*) Ich ward am St. Dominicus-Tage zu den guten Mönchen zu Tisch gebethen. Wir waren 2 bis 300 Geistliche in einem ungeheuern Refectorio, und man versicherte mich, daß eine gleiche Anzahl von Weltlichen gegenüber speise. In unserm Saale saßen alle Ordens-Obern an einer besondern Tafel, die Weltgeistlichen an einer andern, und die Mönche der verschiedenen Orden unter einander an den folgenden. Acht Geistliche des Hauses warteten auf, und man nahm sich die dargebothenen Speisen nach Belieben. Zwey andere Geistliche gossen immer Portowein ein, ohne daß man einen Tropfen Wasser darunter mischen durfte. Dieß war um so auffallender, da die Portugiesen gewöhnlich bloß Wasser trinken.

Doch sah ich niemanden, der unmäßig genossen hätte. Zum Desert gab man jedem ein Körbchen

Im Allgemeinen ist die Geistlichkeit in Goa sehr geehrt; dieß würde nicht möglich seyn, wenn sie ihre Pflichten ärgerlich überträte. Denn, was man auch sagen möge, die Portugiesen besitzen Glauben und Frömmigkeit. Man wird mir vielleicht einwenden, ihre Religion bestehe nur im Aeußern, und ihre Sitten stimmten nicht mit ihren Grundsätzen überein; aber das ist bloße Verläumdung. Sie beobachten die Gesetze der Kirche genau, und ich sollte doch meinen, daß diese auf Sittlichkeit wirkten. Ihre Unterhaltung ist anständig, ihr Benehmen rechtschaffen, eine Sache, die nicht bey allen andern Völkern in jetziger Zeit sehr gewöhnlich ist. Ihre Achtung gegen das Abendmahl ist aufgeklärt und ehrfurchtsvoll. Es gibt in jeder Kirche eine besondere Capelle, die das Hochwürdige oder Heiligste heißt, und bloß dazu bestimmt ist, die heil. Hostie zu verwahren. Sie ist mehr geschmückt als die andern alle. Die Hostie ruht in einem Tabernakel von Marmor oder kostbarem Metalle, über einer Art von Obelisken, zu dem man auf Stufen an beyden Seiten hinauf steigen muß. Außerdem ist die Capelle des heil. Abendmahls noch durch die Fresco Gemählde, die darin sind, merkwürdig. Sie stellen die alten Opfer als Vorbild des im neuen Bunde vor, und ein großer Vorhang verbirgt den Augen der Gläubigen dieß Heiligthum, wo die Gottheit wohnt.

Wenn man die Hostie herab nehmen will, um sie zur öffentlichen Verehrung auszustellen, begibt sich die ganze

voll Käse und Landesfrüchte. Fremde Diener trugen ihren Herren nach Hause, was diese nicht hatten aufessen können. Endlich wurden die zahllosen Ueberbleibsel der Tafel an mehrere hundert Arme vertheilt, die in den Höfen standen. Nie habe ich noch ein so prachtvolles und zugleich anständiges Mahl gesehen, als dieses war.

Geistlichkeit in die Capelle, jeder mit einer Kerze in der Hand. Der Meßpriester steigt zuerst hinauf, während alle andern auf den Stufen knien. Auch er kniet vor der kleinen Thür des Tabernakels und nimmt in dieser ehrfurchtsvollen Stellung die Monstranz heraus. So bald er die Hand daran bringt, verkünden 20 kleine goldene Glocken im ganzen Umfange des Tempels, was sich in der Tiefe des Heiligthums zuträgt, und sogleich stimmt die Orgel einen passenden feyerlichen Gesang an. Während der Benediction, die in jeder Kirche nur 3 bis 4 Mahl jährlich Statt findet, bleibt das Ostensorium mit einem kostbaren Schleyer bis zu dem Augenblicke bedeckt, wo der Priester sich zu dem Volke wendet, um es zu segnen. Dieß thut er, indem er eine Ecke des geheimnißvollen Schleyers aufhebt, und einen Theil der heiligen Hostie sehen läßt, aber ohne ein Wort zu sprechen oder irgend eine Bewegung zu machen. Diese religiöse Ehrfurcht sticht sehr von der unachtsamen Art ab, mit der wir dieselben Gegenstände zu behandeln pflegen.

Außerdem wird die Frömmigkeit der Portugiesen in Goa noch mächtig durch die Befehle und das Benehmen ihrer öffentlichen Behörden unterstützt. Gegen das Jahr 1780 befahl das Parlament, daß man vom Augenblicke der Consecration an, bis die Opferung vollendet wäre, in allen Kirchen eine Glocke läuten solle, damit die entferntesten Personen auf den Straßen und in den Häusern das heilige Geheimniß, das man eben feyere, anbethen könnten.

Die Städte im Innern Hindostans.

Im Innern des Landes findet man, wie ich schon gesagt habe, auch sehr beträchtliche Städte; sie sind mit Mauern umgeben, gut oder schlecht von Steinen, Backsteinen oder Erde, je nachdem der Platz wichtig ist, und man Materialien oder Geld dazu gehabt hat.

Im Königreiche Maissur und in einigen kleinen Fürstenthümern gibt es weder Dorf noch Meierhof, der nicht seine Festungswerke habe, welche aus einer Mauer, ringsum ohne Kitt und Mörtel gebaut, und einem Thurme mitten im Dorfe bestehen. Ist der erste Wall nicht hinreichend, um sich gegen die Diebe zu Fuß und zu Roß zu schützen, so schließen sich die Einwohner in den Thurm ein, wo man sie nicht bewältigen kann, man müßte denn Kanonen oder sonstige Kriegsmaschinen, die ihre Stelle verträten, haben.

Die Befestigungen der Städte sind nach ihrer Lage verschieden. Liegt die Stadt in einer Ebene und von Höhen entfernt, die sie beherrschen könnten, so wird sie mit einer bloßen Mauer umgeben, aus der sich ein Paar schlechte Thürme heben, und hat nicht einmahl einen Graben. Sind Berge in der Nähe, so führt man kleine Forts auf denselben auf, und bringt einen bedeckten Weg an, durch welchen man im Nothfall sich in die Cittadelle retten kann, ohne dem Feuer des Feindes ausgesetzt zu seyn, dem es übrigens immer unbenommen bleibt, denselben Weg zu ergreifen und die Belagerten zu verfolgen. Das beste Fort, das ich in diesem Lande gesehen habe, ist das von Ballabouram, ungefähr 40 Meilen von der Küste Coromandel. Es ist so gut gebaut, daß man es für die Cittadelle von Turin halten würde, ausgenommen, daß es auf einem Berge liegt, und diese auf dem Glacis der Stadt sich befindet.

Es gibt noch einige andere Plätze, wie Veylour, Arcatte, Ponchepagueri u. s. w., die nach Europäischer Art befestigt sind; auch liegen Europäer darin, oder sie haben ihnen wenigstens zu Waffenplätzen gedient.

Die Indier haben zu Mauern so viel Vertrauen, daß es in manchen Gegenden eben so viel Wälle als Häuser gibt. Dieß findet man vorzüglich zu Gourram-Con-

da und zu Sittirey-Kallou, oder Sittirey-Drougam. Da diese in Mitte einer Menge kleiner Felsen liegen, so hat jeder dieser Felsen einen halben Mond, ein Hornwerk oder sonst etwas der Art, je nachdem seine Lage ist. Diese verschiedenen Werke würden nicht zwey Kanonenschüsse aushalten; aber die, welche nicht wissen, was eine Kanone ist, fürchten keinen Feind, so bald sie sich hinter diese schwachen Verschanzungen haben zurück ziehen können.

Zur Zeit seiner ersten Feldzüge in Indien wurde Herr von Bussy mit einer kleinen Armee gegen die Gränzen von Maissur geschickt. Die erschrockenen Einwohner einer kleinen Stadt eilten auf einen nach ihrer Art befestigten Felsen, der jedoch so hoch war, daß er sich in den Wolken zu verlieren schien. Von da herab sahen die Feigen stolz die Soldaten des französischen Anführers vorbey marschieren. Dieser, den ihre stolze Ruhe ärgerte, ließ einige Stücke gegen den Felsen richten. In einigen Minuten waren die Verschanzungen so glatt hinweg genommen, daß die armen Indier ganz unbedeckt da standen. Man kann ihr Staunen gar nicht beschreiben, als sie ihre Mauern durch Schüsse niederstürzen sahen, welche von Leuten herkamen, die eine halbe Stunde von ihnen entfernt waren. Sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade, indem sie glaubten, jene Krieger müßten Halbgötter seyn.

Doch genug über diesen Gegenstand. Wir wollen jetzt sehen, warum die Indier so weit an militärischer Tactik, Künsten und Wissenschaften, ja selbst an Muth und Ergebung uns nachstehen. Die Regierungen, denen sie unterworfen sind, tragen die Schuld ihrer Unwissenheit, Trägheit und Feigheit.

Vierte Abtheilung.

Von den Regierungen in Hindostan.

Hindostan ist in eine große Menge kleiner Fürstenthümer zertheilt, und da die Rechte jedes Fürsten sich nicht auf die Gesetze gründen, so folgt daraus, daß das Volk auf eine mehr oder weniger drückende Art nach dem besondern Charakter jedes einzelnen Monarchen oder den Leidenschaften seiner Minister und der Gewalt, die sie über ihn haben, beherrscht wird.

Der allgemeine Grundsatz, nach dem überall verfahren wird, ist dieser: Der Fürst ist alles, die Nation nichts. Dieser Grundsatz ist auch so wenig bestritten, daß das Volk selbst ihn gegen den vertheidigen würde, der ihn bestreiten wollte. Doch senden die Fürsten Indiens ihren Unterthanen keine seidenen Schnuren, wie es der Türkische Kaiser seinen Sclaven thut. Sie könnten es thun, und wahrscheinlich selbst straflos; aber dieß liegt nicht im Sinne dieser Monarchen. Sie vergießen kein Blut, weil jeder Tropfen ihre Einkünfte vermindern würde. Sie scheren die Herde, aber sie erwürgen sie nicht, und wenn das Schaf keine Wolle mehr hat, lassen sie es laufen, ohne sich weiter darum zu bekümmern. So wissen die guten Leute gar nicht, wer sie beherrscht; sie können überall ohne Erlaubniß und Hinderniß betteln, oder sonst ein Handwerk treiben. Auch reiset man durch ganz Indien, ohne nach einem Paß, oder wohin man reise, woher man komme, was der Zweck

der Reise sey, und wovon man sich nähre, gefragt zu werden. In den Städten gibt es weder ein Eintrittsrecht, noch sonst eine Abgabe. Die Landeseinwohner sind Hausthiere, die sich zwanglos so gut nähren, als sie können; nur hat man ein Auge auf sie, und läßt sie ausnehmen, wenn man merkt, daß sie fett werden.

Der erste Monarch ist der Kaiser von Mogol. Seine Hauptstadt ist Deli. Sonst besaß er ein unermeßliches Reich; aber sein Thron hat den größten Theil seines Glanzes verloren. Er herrscht jetzt nur noch in einem beschränkten Staate. Man könnte Folgendes als die Ursache davon angeben.

Die Mogolischen Fürsten konnten ihr weites Reich nicht selbst beherrschen, schickten also Vice-Könige oder Satrapen in die Provinzen. Zu wenig war ihr Ansehen beschränkt; der Staat, den man sie regieren ließ, machte sie zu mächtig. Einige, die an der Spitze zahlreicher und kriegerischer Völker standen, fühlten sich zu weit von Deli entfernt, um Folgen ihrer Abtrünnigkeit fürchten zu müssen. Sie erklärten sich für unabhängig. Das Beyspiel wirkte. Doch ließ der Mogol seine Armee gegen sie rücken; aber die Trägheit des Anführers, die Ungeschicklichkeit der Officiere, die Muthlosigkeit der Soldaten, die Schwierigkeit, in wenig bebauten Ländern der Armee Unterhalt zu verschaffen, noch mehr aber die Liebe zur Ruhe war Ursache, daß man Vorschläge anhörte. Man bewilligte für 10, 20, 30 Laks Pagoden *) die Unabhängigkeit, und die Armee ging nach Haus. Vielleicht bedung man sich Anfangs noch einige jährliche Rechte, oder eine gewisse Lehensfolge; aber bald war nicht mehr die Rede davon, und der Mogol, der in seinem Serail mehr Vergnügen fand, als an der Spitze der Armee,

*) Ein Lak Pagoden gilt eine Million Livres.

glaubte, man müsse bey der Größe nur die Mittel berück- sichtigen, sich glücklich zu machen. Auf gute Art gab er alles hin, was man Lust hatte, ihm zu nehmen, und hatte so Friede mit aller Welt. Doch behielt er den Titel Kaiser, weil dieser niemanden beschwerlich fällt; er ist aber deßhalb nicht größer, als der König von Pegu, der sich König des weißen Elephanten nennt.

So haben sich wahrscheinlich die Königreiche Travankor, Tanjaur, Maissur, der Subab von Dekan, die Nabobschaft von Carnatte, das Fürstenthum Golkonda, und eine Menge anderer, welche von Palleakarer oder Rajer besessen werden, gebildet.

Ayder-ali-kan war unstreitig unter allen Indischen Fürsten derjenige, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die größte Rolle spielte. Er hat den Beynahmen Bader, d. h. der Siegreiche. Sein Sohn war Tippoo-Saib, der an den Mauern seiner Hauptstadt Siringuam von den Engländern getödtet ward.

Einiges, was ich in Indien über diesen Mann hörte, in dessen Reiche ich mich bey seinem Tode befand, will ich mittheilen.

Er stammte aus dem Königreiche Maissur, und zwar aus einer ziemlich unangesehenen Mahomedanischen Familie, obschon sein Vater Fassei-Saib 500 Mann der Leibwache des Königs von Maissur befehligte. Diesen Posten bekam auch er nach seines Vaters Tode; als aber Herr Dupleix mit jenem Könige darüber sich verglichen hatte, daß dieser den Franzosen 5000 Mann Reiterey schicken soll, bath sich Ayder-ali-kan, der vor Kriegsdurst brannte, die Gnade aus, diese Truppen anzuführen. Es ward ihm zugesagt, und er zeigte so viel Muth und Eifer für die Sache der Franzosen, daß Herr Dupleix, als er ihn nach dem Kriege wieder zurück sandte, ihm 2 Kanonen schenkte, und dem Könige von Maissur sehr viel Schmeichelhaftes

über ihn schrieb. Der König nahm Theil an ihm, zeigte ihm Vertrauen und ehrte ihn immer mehr. Ayder-ali-kan rechtfertigte diese gute Meinung vollkommen, er beunruhigte mit seinen Soldaten unaufhörlich die benachbarten kleinen Fürsten, und brachte täglich neu eroberte Provinzen zu den Staaten seines Herrn. Man behauptet jedoch, es seyn beym Mogol Klagen über seine Anmaßungen eingelaufen, und dieser habe ein Heer gegen ihn geschickt. Der kluge Ayder-ali-kan hüthete sich wohl, es mit überlegenen Kräften aufzunehmen. Er capitulirte, und gab dem Kaiser Geld, damit er seine Truppen zurück rufe. Kaum war dieß geschehen, als er von allen denen Lösegeld forderte, die sie herbey gerufen hatten. Gold, Silber, Edelsteine, Besitzungen, alles fiel so in seine Hände. So ward er zwar der Abgott seines Herrn, dem er mit so viel Eifer und Glück diente; aber auch der Gegenstand der Eifersucht des ersten Ministers, der alles aufboth, ihn zu verderben. Aber Ayder-ali-kan kam seinem Feinde zuvor. Als er seinen Untergang bestimmt voraus sah, pflanzte er die Fahne der Empörung nicht bloß gegen den Minister, sondern auch gegen seinen eigenen Oberherrn auf.

Dieser unglückliche Fürst hatte ihn zum General der Cavallerie ernannt, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, alles mit Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang unternehmen zu können; denn als General hatte er das Recht, sich die Thore aller Städte öffnen zu lassen. Dieß benutzte Ayder-ali-kan klüglich. Ganz eilig marschierte er nach Bengulur, der zweyten Stadt des Königreichs, bemächtigte sich des Schatzes, bediente sich desselben, um eine Armee anzuwerben, und rückte mit dieser vor die Mauern von Siringapatnam, der Hauptstadt des Landes. Fast ohne Widerstand ging dieser Ort an ihn über, und nun verschloß er den Fürsten in das

Innere seines Pallastes, wo er ihm jedoch alle Freuden, außer der zu regieren, erlaubte.

Seit der Zeit war die Handlungsart des Usurpators, ob er gleich immer Glück hatte, bis an seinen Tod dessen ungeachtet ein Gewebe von List und Kunstgriffen. Er betrug sich gegen die benachbarten Fürsten und das Volk von Maissour selbst, als hätte der König ihm die Regierungs-Angelegenheiten übertragen. Er that alles im Nahmen seines Gefangenen; es war noch der König, der wünschte, der befahl, der Frieden schloß oder Krieg erklärte. Doch mit den Europäern unterhandelte er in seinem eigenen Nahmen.

Als der König im Gefängnisse gestorben war, setzte Ayder-ali-kan dessen Sohn auf den Thron; aber nachdem ihn alle Staaten anerkannt hatten, schloß er auch diesen ins Serail ein. Nur alle Jahre zeigte er ihn im königlichen Schmucke dem Volke. So hinterging er die, welche dem Königsstamme von Maissur noch anhingen und zügelte ihre Rache. Das Volk gewöhnte sich unvermerkt daran, nur ihn und die Seinigen zu sehen, so daß nach seinem Tode, welcher am 7. December 1782 im Lager zwischen Arcatte und Madras erfolgte, sein Sohn ihm ohne Widerspruch folgte, und nun öffentlich den Titel eines Fürsten von Maissur annahm.

Ayder-ali-kan war brav und unglaublich thätig. Wenn er mit seiner Cavallerie 15 Meilen in 24 Stunden zurück gelegt hatte, griff er noch an und siegte. Während ein Hagel voll Kugeln rechts und links bey ihm niederfiel und um seinen Turban pfiff, unterhielt er sich ruhig mit den Französischen Gesandten, die ihm zur Seite ritten.

Aber so wenig er Gefahren scheute, eben so wenig vergaß er auch je sein Vergnügen, so daß sein Serail ihm auf das Schlachtfeld folgen mußte. In gewisser

Hinsicht waren diese Schwachheiten für ihn nöthig, damit die Indier ihn nicht für einen Gott halten möchten, so sehr ragte er in anderer Hinsicht über alle seine Mitmenschen hervor. Er sprach, sagt man, 22 Sprachen, ohne je lesen gelernt zu haben. Er dictirte sechs Personen zugleich über verschiedene Gegenstände und in verschiedenen Sprachen, während sechs andere Secretäre ihm Briefe vorlasen, auf die er antworten mußte. Man mußte ihm von allem, selbst dem Unbedeutendsten, was in seinem Lande und Lager vorging, Bericht erstatten; er kannte alle Soldaten beym Nahmen, er wußte, wie viel Pferde im Heere seyn, und welche Sättel oder Halftern brauchten.

Noth machte ihn ehrgeitzig, und er ließ keine Gelegenheit entschlüpfen, seine Staaten zu vergrößern, so bald das Glück ihm eine solche darboth; oft wußte er sie wohl auch herbey zu führen, indem er die Grundsätze der Gerechtigkeit und die Handlungsweise eines Rechtlichen etwas bey Seite setzte. Der König von Kadappa, sein Nachbar, hatte seinem Sohne Tippoo Saib die Hand seiner Tochter um deßwillen nicht geben wollen, weil das Haus Kadappa sehr alt war, und das des Ayder-ali-kan erst mit diesem selbst angefangen hatte. Diese Weigerung, die Ayder-ali-kan's Stolz beleidigte, und seinem Ehrgeitze im Wege stand, mußte der arme Fürst mit lebenslänglichem Gefängnisse büßen, und beyde Länder wurden für immer mit einander vereint.

Er hatte keinen andern Gott als sich selbst, sein Vergnügen und seinen Vortheil. Er war nur um deßwillen Muselmann, weil die Mahomedanische Religion von denen Prinzen bekennt wird, die aus Persien oder der dortigen Gegend herzustammen behaupten, und die man Pattomers oder Gläubige nennt. Uebrigens hüthete

er sich wohl, die beschwerlichen Vorschriften des Koran zu befolgen. Er zog die Weine von Madera und Bordeaux allen Versprechungen des Propheten vor, lebte seinem Vergnügen, und überließ die Feyer des Ramadam dem Glauben seines Volkes und seiner Soldaten. Er besuchte zwar die Moscheen; aber eben so, wie er sich in Pagoden oder bey einer christlichen Messe würde benommen haben. Er ehrte alle Religionen, und gab keiner den Vorzug. Er ließ in seinem Nahmen den Götzenbildern Blumen bringen, und räumte den Französischen Missionarien Plätze ein, um ihre Kirchen darauf zu bauen. Die Franzosen überhaupt verloren viel durch seinen Tod. Er begünstigte sie bey allen Gelegenheiten, und ich wüßte nichts, das er ihnen je abgeschlagen hätte *). Die Franzosen hatten nie einen treuern und ergebenern Bundesgenossen als diesen Fürsten. Er vergaß seine Oekonomie, indem er mit ihnen verkehrte. Ihr Glück machte das seine aus. Er sagte noch zu Herrn Rousseau, seinem Chirurgus, einige Augenblicke, ehe er in dessen Armen verschied: „Rette mich, Rousseau, du weißt, wie sehr ich die Franzosen liebe!“

Uebrigens war seine Liebe zu den Franzosen eine wahre Leidenschaft; denn er hatte fast gar nichts von ihnen zu erwarten. Es wäre für ihn viel vortheilhafter gewesen, sich mit den Engländern, den einzigen, die seinem Hause schaden konnten, was sie denn auch nach sei-

*) Ein Missionair hat sich bey Ayder-ali-kan über die Art beklagt, wie ihn einer seiner Gouverneure behandle; er ließ diesen ins Lager rufen, verboth ihm, sich irgend eine Gewalt über die Missionarien und ihre Christen anzumaßen, und erlaubte, seine eigene Fahne auf die Kirche zu pflanzen, zum Zeichen, daß man wegen aller Mißbräuche oder Excesse, die man denen vorwerfen könne, die sich darin versammelten, nur ihm Rechenschaft abzulegen verbunden sey.

nem Tode auf eine fürchterliche Art gethan haben, zu verbinden. Aber nichts desto weniger verabscheute er während seines ganzen Lebens diese Nation, und der Tod überraschte ihn mit den Waffen gegen sie in der Hand.

Ayder-ali-kan hatte viele Hindernisse zu überwinden, um seine Herrschaft zu befestigen. Man konnte von ihm sagen, was man von Esau gesagt hatte; Seine Hände waren gerichtet gegen alle, und aller gegen ihn. Die Maratten, die Engländer, die Völker selbst, die er unterjocht hatte, bildeten einen fürchterlichen Gürtel um ihn. An seiner Seite sah er die Erben eines Throns, dessen er sich angemaßt hatte, und sie waren um so mehr zu fürchten, da sie geliebt wurden. Aber er stritt gegen alle Gefahren, unausgesetzt säete er Zwietracht unter seine Feinde, um sie einzeln bekämpfen zu können. Manchmahl hielt er sie dadurch in Schranken, daß er sich stellte, als ob er sie gar nicht kenne, diesen schmeichelte und sie dadurch zähmte, und jenen glänzende Stellen gab, und sie so an sich fesselte. Die Wuth einiger übergoß er aus vollen Händen mit Gold, um sie zu stillen, und wenn er zu sehr bedrängt war, so schloß er Verträge, von denen niemand Vortheil hatte als er. Eine Bedingung war alle Mahl stillschweigend mit eingeschlossen, nähmlich die, trotz des Vertrags los zu schlagen, so bald die Gelegenheit sich dazu zeigte.

Der Gegenstand seiner größten Aufmerksamkeit war seine Armee. Nur durch sie war er stark; aber doch konnte ihre Treue schwanken. Um diesem vorzubeugen, beschäftigte er seine Soldaten ohne Unterlaß. Hätte er keine Feinde gehabt, so hätten sie Berge stürmen müssen. Immer waren seine Truppen im Felde, und er stets mitten unter ihnen. Verlor er eine Schlacht, so erhohlte er sich für seinen Verlust bey irgend einem Nachbar, der schwächer war als er. Ward sein Reich südlich

beschränkt, so erweiterte er es nördlich. Manchmahl fand er sogar in einer Niederlage durch die Verblendung der Sieger den Keim zu einem vollkommenen entscheidenden Siege.

So hatten einmahl die Maratten seine Armee dergestalt geschlagen, daß es schien, als ob nach dem Treffen nicht ein einziger Mann mehr übrig sey. Tippoo Saib, sein Sohn, rettete sein Leben bloß dadurch, daß er sich unter die Todten hinwarf, und mitten unter Leichnamen bis zur Nacht unbeweglich liegen blieb. Einer seiner Stallmeister, der ihn vielleicht diese Kriegslist gelehrt hatte, entkam, und benachrichtigte den Vater von der Gefahr seines Sohnes. Ayder-ali-kan fliegt in seine Residenz, die nicht weit entfernt ist, sammelt dort in Eile die Besatzung und einige Flüchtlinge, kehrt auf das Schlachtfeld zurück, und greift, da er kein Geräusch hört, seine Feinde, die sich dem Schlafe überlassen hatten, mit Wuth an. Sie werden geschlagen, und die dem Schwerte entgehen, eilen so schnell als möglich, die Nachricht des gestrigen Sieges zu widerlegen. Uebrigens ruinirten Ayder-ali-kan's Armeen seine Finanzen nicht; man kann vielmehr versichern, daß es eine Art von Ersparniß für ihn war, 100,000 Streiter zu unterhalten. Denn Freunde, Feinde und Neutrale waren dann ohne Ausnahme mit seinen Truppen belästigt. Was zu ihrer guten Unterhaltung zu gehören schien, ward ihnen ohne Weiteres überlassen, Getreide, Vieh, Geflügel, selbst Menschen, alles wurde weggenommen.

Dergleichen Arten von Lasten wurden so sehr für gesetzliche Handlungen geachtet, daß man die als Ruhestörer behandelte, die Einwendungen dagegen machten. Ein braver Mann war seiner Herde, die man ihm genommen hatte, bis ins Lager gefolgt; er hoffte auf Zurückgabe, wenn man ihn nur anhörte. Er sprach, er be-

klagte sich. Die Antwort war die, daß man zum Profossen schickte, der ihn dem Scharfrichter übergab, und ihm beyde Daumen abhauen ließ. Dieser grausame Befehl ward auf der Stelle vollzogen. Ich weiß dieß aus des Mannes eigenem Munde.

Sonach kann man wohl begreifen, wie Ayder-ali-kan jährlich aus seinen Domainen 900 Laks Pagoden, oder 900 Millionen Livres nach unserer Münze zog, und wie seine Kisten troß der ungeheuern Ausgaben, die die Franzosen ihm verursachten, immer voll waren.

Ayder-ali-kan brauchte sich nicht zu fürchten, daß seine Unterthanen das eiserne Joch abschütteln würden, das auf ihnen lastete; nur auf seine unruhigen Nachbarn und seine Statthalter, die versucht seyn könnten, es ihm nachzumachen, mußte er ein wachsames Auge haben.

Auch war er fein genug, alle Maßregeln anzuwenden, daß das Staatsschiff nicht an einer solchen Klippe scheitere. Alle benachbarten Fürsten waren seine Vasallen geworden, und er nöthigte sie, ihm eine gewisse Anzahl Soldaten zu liefern. Er kannte genau eines jeden Kräfte, und ließ ihnen so oft zur Ader, daß sie mehr Blut verloren als behielten. Manchmahl mußte der kleine Potentat in eigener hoher Person sein Contingent zur Armee bringen. Nichts war klüger als dieß; denn außerdem, daß diese Hülfsvölker eben so viele Geißeln für die Treue ihrer Herren waren, schonte auch Ayder-ali-kan, indem er sie bey Treffen immer voran postirte, seine eigenen Truppen, und was von ihnen fiel, war mehr ein Verlust für seine Nebenbuhler als für ihn.

Man kann sich die Vorsichtsmaßregeln gar nicht alle denken, welche Ayder-ali-kan gegen die Felonie seiner Beamten, der Gouverneure der Städte und Provinzen beobachtete. Die, welche er zu irgend einer wichtigen Stelle ernannte, mußten ihm als Geißeln und Unterpfand ihrer

Treue Weiber, Brüder und Kinder schicken. Und wehe diesen, wenn ihr Verwandter seine Pflicht vergaß! Außerdem hatte noch jeder Gouverneur einen Aufseher bey sich, der um so gefährlicher war, je mehr ihm daran liegen mußte, einen Strafbaren zu finden. Denn wenn er beweisen konnte, daß der, welcher seiner Aufsicht anvertraut war, gefehlt hatte, sey's nun aus Mangel an Eifer für das Interesse des Fürsten, oder aus zu großer Härte, oder sonst auf eine Art, so bekam er die Stelle des Schuldigbefundenen, und dieser fürs erste ein Geschenk von 100 Stockstreichen, worauf er noch alles dessen, was er erworben haben konnte, beraubt ward. War nur von gewöhnlichen Kleinigkeiten die Rede, so machte man ihn wieder nun zum Aufseher seines Anklägers, und man kann denken, wie sehr geneigt er war, diesen zu schonen. So viel ist gewiß, die verschiedenen Leidenschaften, die dadurch in Bewegung gesetzt wurden, fielen alle zum Vortheil des Fürsten aus.

Wäre Ayder-ali-kan weniger Egoist gewesen, und hätte er die Ehre und den Ruhm der Nation, die er befehligte, berücksichtigt, so würde er freylich nicht solche Mittel angewendet haben, die alle Grundsätze der Moralität so wohl bey den Beamten, als bey jenen Personen, die unter diesen wieder stehen, zerstören müssen.

Nichts war sonderbarer als die Art, wie dieser Eroberer sich benahm, damit seine Eroberungen nicht wieder von ihm abfielen. Er entvölkerte die Städte, deren er sich bemächtigte, und ließ die Einwohner in weit entfernte Gegenden bringen, die mit ihren vorigen Sitten nichts Aehnliches hatten, und wo sie unmittelbar in seiner Hand waren. Ich war Zeuge von einer dieser militärischen Executionen. Ich war so neugierig, einem berühmten Abenteurer, L a l e y, meinen Besuch zu machen. Dieser ehemahls Französische Soldat in Pondichery hatte ein Fürstenthum in

Dekan bekommen, um die Soldaten, die er unumschränkt befehligte, zu besolden. Er hatte mit den Engländern auf alle Art gekriegt, und sich am Ende genöthigt gesehen, wegen der Verrätherey derer, die ihm seine Staaten gegeben haben, und wegen Desertion seiner Truppen, die erstern, deren Einkünfte er bezog, zu verlassen. Laley hatte nun Dienste bey Ayder=ali=kan genommen, und dieser war entzückt, einen geschwornen Feind der englischen Nation und einen Eroberer, der schon 500 Belagerungen beygewohnt, und sich eben so vieler fester Oerter bemächtigt hatte, unter seinen Fahnen zu sehen. Als ich ihn besuchte, hatte Ayder=ali=kan ihm das Commando von einigen 1000 Pferden anvertraut, mit denen er sich an den Engländern auf eine fürchterliche Art rächte. Laley's Nahme war so gefürchtet, daß man ihn bloß nennen durfte, um Mauern fallen, oder wenigstens den Vertheidigern derselben allen Muth sinken zu sehen. Der König von Frankreich hatte, um ihn noch mehr auszuzeichnen, ihm das Ludwigs=Kreutz gegeben.

Ich begegnete Laley auf dem Glacis einer englischen Festung in Carnatte. Schon hatte er sie aufgefordert, sich zu ergeben, und ihr dazu noch bis am andern Tage Mittags Zeit gelassen. Da er geschworen hatte, bey einer abschlägigen Antwort alles darin hängen zu lassen, und er gewiß Wort gehalten haben würde, so war das Resultat der Berathschlagungen, ihm eine Stunde vor Ablauf der Bedenkzeit die Schlüssel der Stadt zu übergeben. Laley schickte nun sofort einen Courier in das nicht weit entfernte Lager seines Herrn, damit dieser kommen, und Besitz von dieser Eroberung nehmen möchte. Ayder=ali=kan befahl sodann, daß man die Besatzung zuförderst gefangen in sein Lager bringe. Dieß geschah unter der Escorte der siegenden Truppen, deren Anführer jedem Gefangenen hatte andeuten lassen, wenn

er es für gut hielt, die Wäsche zu wechseln; denn sie würden nichts von dem, was sie auf dem Leibe hätten, behalten. Als dieß geschehen, wurden sie zu dem Großprofossen geführt, der alle in Ketten schlagen und sie nach Siringapatnam bringen ließ. Jeder Mann bekam täglich dazu einen Pessar oder Sou, Gemeiner oder Officier, um unter Weges davon zu leben. Mehr ward ihnen durchaus nicht gegeben; auch sollen unter Weges viele aus Noth und Elend gestorben seyn.

Nach dem Abmarsch der Garnison mußten auch alle Einwohner aus der Stadt. Man stellte sie nach dem Alter und schickte sie dann in verschiedene Länder, so daß die Tochter 50 Meilen von ihrem Vater, die junge Frau eben so weit von ihrem Gatten entfernt ward. Bey der Abreise erhielt jede Person einen goldnen Fanon oder 12 Sous für die Kosten einer Reise von 12 bis 14 Tagen.

Ayder-ali-kan, nachdem er lange die Früchte seiner Eroberungen genossen, seinem ganzen Lande Gesetze vorgeschrieben hatte, von den Engländern gefürchtet und gehaßt, und von den Franzosen, denen er doch immer Gutes gethan, zu wenig geliebt worden war, starb in seinem Lager am Fuße der Gattes, während Tippoo-Saib, sein Sohn und Nachfolger, fast 150 Stunden weit in einem Geschäfte entfernt war. Da sich die englische Armee in der Nähe des sterbenden Nabobs befand, und man eine große Veränderung der Staatsangelegenheiten dringend befürchten mußte, wenn sie diese Begebenheit während der Abwesenheit des Tippoo-Saib erführe, so verbarg man sie so sorgfältig, daß seine Armee selbst nichts davon merkte. Man brachte den Leichnam heimlich nach Maddeiru zu in eine Moschee, die zu seinem Begräbniß bestimmt gewesen war. Kurz, das Geheimniß wurde so gut bewahrt, daß die Officiere sich in seinem Zelte noch Befehle hohlten, während 30 Meilen davon

Weihrauchstonnen auf seinem Grabe brannten. Unterdessen eilte Tippoo-Saib, davon schnell benachrichtigt, zur Armee, um Besitz von Dorbar zu nehmen. Er that sehr wohl daran; denn schon hatte einer seiner Officiere eine Revolte zu Gunsten eines Bruders dieses Fürsten angesponnen; sie hatte aber nun nicht Zeit, zum Ausbruche zu kommen.

Ich kann nur einzelne Züge zu dem Charakter dieses Sultans liefern. Tippoo-Saib war im Lager geboren, er war eben so tapfer als sein Vater, verstand die Tactik besser als dieser; hatte aber weniger Verschlagenheit und kaltes Blut. Er war hart, wild, ohne Gemüth und ohne Dankbarkeit. Noch mehr als sein Vater haßte er die Engländer, mit denen er weder Friede noch Vertrag schloß, bis er in der Schlacht von Siringuam ihnen unterlag. Er liebte die Franzosen, aber bloß, weil er glaubte, Vortheil von ihnen für seinen Ruhm und die Befestigung seines Hauses zu ziehen.

Als die Nachricht des Friedens von 1783 in Indien ankam, belagerte eben Tippoo-Saib mit einer französischen Armee nebst der seinigen Mangalor, dessen sich die Engländer durch Verrath bemächtigt hatten *). Herr von Cossigny, der die Franzosen commandirte, zeigte dem Fürsten an, daß er in Folge der Verträge seines Königs mit England genöthigt sey, die Belagerung aufzugeben. Tippoo-Saib überließ sich den größten Anfäl-

*) Tippoo-Saib hatte, als er nach Carnatte ging, den Oberbefehl über Mangalor und die Bewachung aller seiner Schätze seinem natürlichen Bruder anvertraut. Dieser, von den Engländern bestochen, lud sie ein, Besitz von der Stadt zu nehmen. Sie ließen nicht lange auf sich warten, und so bald sie angekommen waren, überließ er ihnen die Stadt und zog sich nach Bombay zurück, um da ruhig die Früchte seines Verraths zu genießen.

len von Wuth, als er diesen Entschluß hörte, uud vielleicht hätte er sogar die Hand voll Braver umbringen lassen, wenn ein ehrwürdiger Capuciner, der die Gegenden kannte, nicht ihren Rückzug gedeckt, und sie durch Umwege geführt hätte, die der Cavallerie des Nabobs unzugänglich waren.

Ich habe es bis auf diesen Augenblick verspart, von einem andern Gouvernement, das in ganz anderer Hinsicht, als das von Maissour, Staunen einflößt, zu sprechen. Man wird aus demselben leicht schließen können, wie wenig die Indischen Fürsten nach dem Beynahmen des Gerechten, Weisen, oder des Vaters seiner Unterthanen trachten.

Ich reiste durch die Staaten des Rajou von Aneianantaburam, eines Vasallen und Lehensmanns des nur zu berühmten Ayder-ali-kan. Meine Augen ermüdeten an dem Anblicke der Ruinen von Städten und Dörfern. Ich wußte nicht, wem ich die Schuld dieser zerstörten Gebäude und Wälle in einem Lande, von dem ich nie gehört hatte, daß Krieg darin geführt worden sey, zuschreiben sollte. Ich kam in einer dieser ihrer Mauern entblößten Städte an, und wohnte bey dem Gouverneur, mit dem ich ein ernstes und wichtiges Geschäft hatte. Ich fragte einige Leute im Hause, weßhalb sich die Stadt in einem so schlechten Zustande befinde. Die Lücken, die Sie in unsern Mauern sehen, antworteten sie mir, sind das Werk unsers Fürsten. Da dieser Prinz alle Jahre dem Ayder-ali-kan beträchtliche Summen liefern muß, so muß er sie selbst einsammeln. Zu dem Ende beraubt er alle seine Städte, eine nach der andern, ohne daß man voraus sehen könne, welche die sey, die zunächst das Schicksal haben werde. Sie werden die Art erfahren, wie er uns behandelt hat. Ganz verstohlen kam er in der Nacht mit seinen Soldaten und umzingelte unsere Mauern. Als

alle Welt schläft, läßt er einige Ruthen lang die Mauern niederwerfen, dringt in unsre Häuser und nimmt uns Gold, Silber, Edelsteine, Lebensmittel, kurz alles weg, was ihm unter die Hand kommt. Unsere Familie ward am meisten gemißhandelt, weil sie für die reichste galt. Nachdem der Gouverneur ihm nun alles, was er besaß, überliefert, und der Fürst sich zurück gezogen hatte, rufen ihn Uebelgesinnte wieder zurück, indem sie ihn versicherten, der Gouverneur habe ihm ein mit Tabak besäetes Feld verschwiegen. Er ließ ihn ergreifen, ihm eine harte Bastonade geben, und legte ihm noch eine so starke Geldbuße auf, daß, um sie zu bezahlen, er seine beyden erwachsenen Töchter verkaufen muß, die Sie hier vor sich sehen.

Die Erzählung rührte mich bis zu Thränen. Man wurde es gewahr, und fügte, um mich zu trösten, hinzu: O mein Herr, wenn uns der Fürst nur verspräche, erst in zwey Jahren wieder zu kommen, so würden wir wieder so reich seyn, als wir waren, ehe er uns plünderte.

Welch eine Regierung, großer Gott! Aber welche Geduld auch bey diesen Völkern, denen es so leicht seyn würde, sich dergleichen Bedrückungen zu widersetzen! Nein, nein, diese braven und eines bessern Schicksals so würdigen Menschen kennen die gesellschaftswidrige Maxime nicht, die so lange der Wahlspruch unsrer Staatsumwälzer war! Sie glauben nicht, daß Aufstand gegen den Oberherrn die heiligste aller Pflichten sey. Sie liegen zwar unter einem harten Joche; aber die Vorsicht hat es ihnen aufgelegt, und entschädigt sie etwas für diese Strenge, indem sie ihnen die Idee einer weniger unglücklichen Lage als die ihrige raubt.

Doch sind diese grausamen Maßregeln auch nicht stets ohne nachtheilige Folgen. Werden die Unterthanen zu hart bedrückt, so wandern sie aus und suchen in der Ferne

einen gastfreundlichern Boden. Dann versiegen die Quellen des Staatsreichthums schnell, weil das Feld ohne Bebauer ist. Daher sieht man auch in den fruchtbarsten Gegenden Hindostans unabsehliche wüste Strecken.

Die Europäer in Indien könnten aus dieser falschen Politik der Fürsten jenes Landes sehr große Vortheile ziehen, wenn sie selbst gerechter und mäßiger wären. Die ganze Bevölkerung würde sich dann zu ihnen hinziehen. Aber ach! das Loos der Indier ist es ein Mahl, Opfer des ungerechtesten Despotismus zu werden, von welcher Farbe ihre Herren auch seyn mögen. Genug davon. Möchten Franzosen und Engländer einen Blick auf ihr Benehmen gegen die Indier werfen. Ihr eigenes Gewissen würde ihnen Vorwürfe genug machen, ich würde ihre Gewissensbisse nur schwächen, wenn ich untersuchte, bis wie weit sie gegründet wären.

Noch eine Bemerkung; die sanftesten und mildesten Potentaten Indiens sind die heidnischen Fürsten. Die Ursache davon ist wohl die, weil sie die Grundsätze ihrer Religion auf ihre Regierung übertragen. Zwar ist diese Religion falsch, lächerlich, ausschweifend, aber doch menschenfreundlich. Kurz, sie fürchten die Götter, und deßhalb schonen sie die Menschen.

Der kleine Rajou von Ponganour, der in zwey Tagen um sein ganzes Fürstenthum herum reisen konnte, ward von seinen Unterthanen geliebt, weil er an nichts dachte, als sie glücklich zu machen. Auch bath man, welcher Religion man auch angehören mochte, Gott, ihn zu erhalten. Sein kleines Ländchen war volkreich, alle Flecke Erde waren sorgfältig angebaut, und jeder gefiel sich so wohl, daß er sein Schicksal dem aller seiner Nachbarn weit vorzog.

Fünfte Abtheilung.

Von der Kriegsmacht und der Gerichtsverfassung in Hindostan.

Ich nehme mir nicht vor, eine genaue Idee von der Kriegsmacht dieses Landes zu geben, theils weil man dort bloß in Kriegszeiten Soldaten hat, und man, um ihre Anzahl zu bestimmen, die Population genau kennen müßte, theils weil die Fürsten sich auch nicht aller Truppen bedienen, über die sie disponiren können. In einigen Fürstenthümern machen die Soldaten eine Art National-Garde aus, die erst dann Löhnung erhält, wenn man sie braucht. Daher sind sie auch wenig geübt. Doch können sie sich mit ihren Landsleuten wohl messen. Die Palleakarer, die kleinen Fürsten, die man Rajoulou nennt, haben fast gar keine andern Truppen, als dergleichen Bürgersoldaten.

Es gibt auch Banditen zu Fuß und zu Roß bey den Armeen. Sie besitzen weder Regeln noch Manoeuvres, noch Kenntnisse der Tactik; aber sie verstehen zu plündern, zu rauben, zu brennen, Kinder umzubringen und Weiber —; mehr verlangt man auch von ihnen nicht. Sie gehen peletonsweise und zerstreut der Haupt-Armee voraus, so wie der Blitz dem Donner. Vorzüglich aus Furcht vor diesen Banditen sind die meisten Dörfer befestigt.

Die regulirten Truppen bestehen aus Infanterie und Cavallerie.

Die Indische Infanterie, die man auch Cipayen nennt, ist sehr gut, wenn sie vollkommen disciplinirt ist. Auch bilden allerdings die englischen Cipayen, bey denen man die Bastonade nicht schont, ein Corps, das man mit den Europäischen Regimentern vergleichen kann. Man unterscheidet jedoch die Cipayen aus den Pariaten von denen aus edlern Kasten und selbst von den Bramanen. Die erstern sind vortreffliche Soldaten, während die andern gewöhnlich weder Kraft noch Muth haben.

Da die Cipayen nicht förmlich enrollirt worden, so sind sie nur Soldaten, so lange der Krieg dauert, sie müßten besondere Verträge eingegangen seyn, oder diesen Stand der Beköstigung halber irgend einem andern vorziehen.

Die Cavallerie ist in Hindostan sehr bedeutend. Man rechnet nahe an 100,000 Mann im Dienste des Nabobs von Maissur. Die Reiter sitzen gut zu Pferde, das ist aber auch ihre beste Eigenschaft. So bald es aufs Laufen ankommt, selbst bey Retiraden, zeichnen sie sich aus. Doch hat man in Dekan eine Uebung, die schon größere Talente bezeugt.

Man gräbt nähmlich einen lebendigen Bock bis an die Hörner in die Erde. Der Reiter sprengt im Galopp von einem gegebenen Puncte aus, beugt sich nieder, ergreift den Bock bey den Hörnern, und schleppt ihn ohne anzuhalten fort.

Die Pferde, besonders die der Maratten, sind groß, schön, lebhaft und unermüdlich. Auch müssen sie wohl im Nothfall eine Strecke von 80 Meilen in 24 Stunden zurück legen.

Die zahlreiche Cavallerie der Indischen Armeen macht eine weit größere Menge Menschen als Soldaten nöthig, weil man eben so viel Knechte bedarf, als Pferde vorhanden sind. Aus eben dem Grunde sind die Kosten einer Armee auch unermeßlich, vorzüglich wegen der Lebensmittel. Diese

benennt man mit dem Ausdrucke Battiam, welches so viel als Ration bedeutet; denn dieser Battiam wird so reichlich gegeben, daß jeder Soldat ihn noch mit den Personen, die zu ihm gehören, mit seiner Frau, seinen Kindern, und selbst oft mit Vater und Mutter theilt.

Zur Zeit des Amerikanischen Krieges hatten die Franzosen eine kleine Armee im Solde des Ayder=ali=kan. Dieß Corps war nie über 6000 Mann stark, und doch bekam es nach der Rechnung dieses übrigens geitzigen, aber gegen die Franzosen stets sehr freygebigen Fürsten täglich Rationen für 60,000 Mann.

Uebrigens kann man noch aus Folgendem die Art der Vertheilungen beurtheilen. Ein Officier erhält täglich an Reiß vier Pfund, an Fett oder Butter vier Pfund, den zwölften Theil eines Stiers oder einen ganzen Schöps.

Dank sey es der Freygebigkeit der Europäer, es fehlt den Indiern weder an Waffen noch Kanonen. Der berühmte Nabob, von dem ich sprach, ließ sich auf seinen Zügen von einer zahlreichen Belagerungs=Artillerie begleiten, und wußte nöthigen Falls guten Gebrauch davon zu machen.

Jetzt ein Wort von den Indischen Lagern. Indien hat ungeheuere Ebenen, die nicht durch Flüsse oder Wälder beschränkt sind; man findet also fast überall Gelegenheit, jede Art von Lager aufzuschlagen. Ich sah welche, die wenigstens so groß waren, als der Umfang von Paris. Alles war darin mit bewundernswürdiger Ordnung und Genauigkeit vertheilt. Ob man schon oft die Stellung veränderte, entstand doch nie die kleinste Unordnung. Diese Lager sind wandernde Städte, deren bewegliche Gebäude doch immer dieselbe Richtung behalten.

Die Zelte der Soldaten sind zwar grob und elend; aber die der Anführer und Fürsten dagegen um so prachtvoller. Jedes derselben bildet ein kleines Dorf, das mit

einer Mauer von Leinwand umgeben ist. Ueber ihnen ragen halbe Monde, goldne Kugeln und andere Zierathen hervor. Die Meubeln darin, so wie die Verzierungen der Wände sind prachtvoll. Sie stellen im Inneren Gallerien und Colonnaden vor, die mit kostbarem und glänzendem Stoffe begleitet sind. Prächtige Teppiche mit Musselin bedeckt liegen auf dem Fußboden. Kurz ein solches Zelt ist der prachtvollste Pallast.

Die Indier sind sehr geschickt, ein Lager abzubrechen. Den Abend vor dem Abmarsche werden die Fahnen an das eine Ende des Lagers gebracht, um die morgen zu nehmende Richtung zu bezeichnen. Zu seiner Zeit schlägt man General-Marsch, und in weniger als einer halben Stunde bleibt auch nicht das Mindeste von alle dem mehr zurück, was ? bis 300,000 Menschen bedurften. Nicht einmahl ein Geschirr für zwey Sous.

Eine Unbequemlichkeit aber gibt es doch dabey, die in jeder andern Gegend die schlimmsten Folgen nach sich ziehen würde, eine empörende Unreinlichkeit nähmlich. Von welcher Seite man auch in ein Indisches Lager komme, man findet die Luft fast von dem Gestanke der menschlichen und thierischen Leichname, die auf dem Erdboden faulen, verpestet. Die ganze Straße, auf der eine Armee zieht, ist damit bald hier, bald dort besäet. Man kann sich dem Geruche nach zu den Truppen finden. Ich begreife nicht, daß dieß in einem so heißen Klima nicht die Pest hervor bringt. Aber es folgt daraus in der That nichts Gefährliches, und da die Indier sehr wenig sinnlich sind, so kömmt ihnen gar nicht die Idee bey, diesem Umfuge zu steuern.

Eine Uebersicht der wirklichen Kriegsmacht Indiens würde, wie schon gesagt, schwer seyn. Wäre es nicht lächerlich, alle die kleinen Rajous herzunennen, deren Staaten bloß in einem Bergschlosse mit zwey oder drey

elenden Dörfern bestehen? Soll ich ernsthaft meine Leser von einigen Hand voll Soldaten, die mit Flinten ohne Hahn, ohne Schloß, die man nur mittelst der Lunte abschießen kann, mit schlechten eisernen Säbeln und verrosteten Hellebarten bewaffnet sind, unterhalten? Doch habe ich mehr Achtung für ihre kleine Zahl, als Verachtung gegen ihre kriegerische Fähigkeiten. Denn obgleich diese armen Leute nicht ein Wort von Tactik wissen, besitzen sie doch Muth und Geschicklichkeit. Einige unter ihnen haben ein so richtiges Augenmaß, und eine so feste Hand, daß sie mit ihren Flinten auf den kleinsten Gegenstand wetten. Und entthronte doch Ayder-ali-kan mit Soldaten dieser Art den König von Maissur.

Auch kann man nicht die wilden Trabanten eines Palleakarers oder kleinen Herzogs, der, weil er nicht genug besitzt, um sie ernähren zu können, ihnen das ehrliche Handwerk der Straßenräuberey anweist, unter die Soldaten rechnen. Dieß sind feige Wichte, wie es gewöhnlich Leute dieser Art sind. Macht man nur Miene, sich ihnen zu widersetzen, so sind sie schon besiegt. Ich habe mehrere Mahle die Nacht mitten unter ihren Diebesnestern zubringen müssen, ohne daß sie es gewagt hätten, mich anzufallen, und ich glaube, sie haben sich mehr vor mir gefürchtet, als ich mich vor ihnen. Es ist wahr, da sie durch das Recht der Geburt Spitzbuben sind, so wissen sie mit dieser Würde eine Art von Religiosität zu verbinden; vielleicht haben sie daher geglaubt, ihr Gewissen zu verletzen, wenn sie einen Priester beraubten, obgleich dasselbe Gewissen ihnen auf der andern Seite wieder Vorwürfe gemacht haben würde, wenn sie jeden andern Reisenden verschont hätten.

Sonderbar ist es, daß selbst die christliche Religion, wenn sie sich zu ihr bekennen, ihnen bloß das Ausüben des Raubes, aber nicht den Titel R ä u b e r nimmt.

Dieser ist ihnen bleibend; der Sohn eines Kallen oder Räubers muß wieder ein Kallen seyn. Auch hört man ganz ernsthaft in den katholischen Kirchen folgender Maßen aufbiethen: Kallergueuil ir oucoum tai, tapagen: d. h. in der Kaste der Räuber N. N. Sohn des N. N.

Die einzigen militärischen Kräfte, die man in Hindostan regelmäßig berechnen könnte, sind die von Deli, Tanjaur, Madure, der Maratten, des Maissur, Soubba, Dekan und der Engländer.

Beurtheilt man die Soldaten nach der Bevölkerung, so könnten Tanjaur und Madure, die an der Südseite der Halbinseln liegen, mehr als 100,000 Mann liefern. Ich weiß nicht, ob selbst der Mogol so viel würde ausheben können. Die Stärke der Maratten besteht in ihrer leichten Reiterey, die zwar mehr gewohnt ist, zu fouragiren als zu fechten, im Nothfall den Kampf aber auch nicht ausschlägt. Dieses Volk lebt von den Verträgen, die es mit den größern Mächten schließt. Oft soll es von beyden Seiten bezahlt werden, und sich am Ende dem überlassen, der das Meiste gibt. Sie sind übrigens weniger wegen ihrer Dienste geachtet, als wegen des Schadens, den sie thun können, gefährlich. Sie könnten wohl 50 bis 60,000 Pferde stellen, aber eine solche Anzahl wäre gefährlich; wenn sie den Wolf vertrieben hätten, brächten sie dann vielleicht den Schäfer um.

Die Infanterie von Maissur ist eben so zahlreich als die Cavallerie; aber nicht ganz in Regimenter eingetheilt. Ein großer Theil besteht aus Vagabonden und Räubern, die vor den Armeen herziehen, um zu verwüsten. Sie schlagen sich bloß, wenn sie dazu gezwungen sind.

Außer dieser Menge Kriegsvölker gibt es noch Garnisonen in den festen Städten, mit denen das Land bedeckt ist. Es sind aber nur immer so viel Soldaten darin,

als zum gewöhnlichen Dienste gehören, ohne Rücksicht auf eine Belagerung oder einen Geschwindstreich. Die Stärke einer Stadt beruht ganz auf ihrer Lage; sie ergibt sich so fort, wenn sie dadurch nicht fest genug ist.

Der Soubbo oder Dekan ist eine der Hauptmächte Hindostans, obschon durch den Maissur und die Engländer beschränkt. Doch selbst diese Lage ist ihm vortheilhaft, weil beyde ihm schmeicheln, damit er nicht zu dem andern übertrete. Er hat viel Kriege, besonders mit den Engländern, geführt. Nicht immer hat er sie mit Ehre geendigt, besonders den nicht, wo er seinen Bundesgenossen Laley verlassen, ja selbst, wenn ich nicht irre, gegen ihn fechten mußte. Man kann ohne Uebertreibung die Kriegsmacht des Dekan auf 100 bis 150,000 Mann anschlagen.

Die Engländer haben eine bedeutende Kriegsmacht in Indien, und sie wissen sie über ihre unermeßlichen Besitzungen mit Weisheit und Ersparniß zu vertheilen. Sie haben wenig Soldaten ihrer Nation; aber sie bedienen sich derselben so haushälterisch, daß sie sich gleichsam selbst zu vermehren scheinen. Man sieht Cipayen an der Spitze aller Corps, die aber, wie gesagt, vollkommen exercirt sind. Der Geist und Muth dieser stolzen Insulaner theilt sich selbst ihren Battaillons, wenn sie aus Indiern bestehen, mit, dieselbe Tactik, dieselbe Kühnheit. Wenn man sich mit ihnen an den Ufern des Ganges schlägt, würde man mit den Uferbewohnern der Themse zu fechten glauben, wenn nicht die Farbe der Streitenden und ihr Kopfputz es widerlegte. Ja, die Englischen Cipayen taugen oft mehr als ihre Herren. Man urtheilt daraus, ob es leicht seyn möchte, die Engländer aus diesem schönen Lande zu vertreiben. Kaum würde eine an das Klima gewöhnte Armee von 50,000 Europäern damit zu Stande kommen, und dann müßte sie noch immer neu ergänzt werden, was physisch unmög-

lich ist. So halten die Franzosen schon die Hitze des Klima's nicht aus. Man hat es an einigen hundert Mann gesehen, die Herr von Souillac, General-Gouverneur von Isle de France und Bourbon dem Ayder-alikan zu Hülfe schickte, sie starben alle, zwey ausgenommen, auf einem Marsche von 30 Meilen unter dieser brennenden Zone. Doch muß man nicht verschweigen, daß dieß entnervte Menschen waren, die auch nicht die geringste Anstrengung vertragen konnten.

So möchte es denn in Hindostan mehr als eine Million Truppen geben, die aber meisten Theils aus Cavallerie bestehen. Diese Zahl könnte im Nothfall noch verdoppelt werden.

Hier nur noch eine Anecdote, die einen Begriff von dem Muthe der Indischen Soldaten geben kann, wenn sie nicht durch Europäische Officiere gebildet worden sind.

Herr Piveron de Morlat, zum Französischen Gesandten bey dem Nabob Ayder-ali-kan ernannt, war von Goa abgereist, um zu Lande nach dem Orte seiner Bestimmung zu gehen. Ich begleitete ihn als Freund. Wir hatten etwa 100 Menschen bey uns, die unsere Sachen und Lebensmittel trugen. Eines Tages sahen wir eine für dieß Land schon ziemlich ansehnliche Festung vor uns liegen. Die Schildwache erblickte uns, und fürchtete sich vor einem so großen Gefolge. Sie berichtete also, was sie gesehen hatte, und augenblicklich schloß man die Stadtthore. Wir blieben 2 bis 3 Stunden vor der Stadt liegen, und erwarteten immer, daß man Befehl geben werde, uns herein zu lassen. Wir beriefen uns auf Freundschaftsbündnisse, Völkerrecht und auf die Noth, in der wir uns befänden, da uns die nöthigsten Mundvorräthe mangelten. Wir sprachen mit Tauben; das Thor öffnete sich nicht. Mein Reisegefährte, der nicht viel Geduld besaß, und seit einiger Zeit unwohl

war, ward es müde, an der Sonnenhitze zu braten, ergriff zwey Pistolen, nahm seinen Säbel zwischen die Zähne, und schlich sich so zwischen der Mauer und dem Thore gleich neben der Wache weg, in die Stadt. Es wäre nichts leichter gewesen, als ihn in der gefährlichen Lage, in die er sich selbst gesetzt hatte, zu ergreifen; aber niemand dachte daran. Die Soldaten erschraken vor einem Menschen, der ordentlich die Gelegenheit aufsuchte, sich tödten zu lassen, und ergriffen die Flucht. Herr Piveron öffnete uns das Thor, und in demselben Augenblicke flohen alle Einwohner zum entgegen gesetzten Thore hinaus. Wir fanden uns so ganz allein, daß wir einigen Flüchtlingen nachsetzen ließen, um sie nur zu bitten, zurück zu kommen, und uns für unser Geld Reiß verabfolgen zu lassen. Nach und nach kehrten sie dann auch in ihre Häuser zurück, und konnten sich nun mit eigenen Augen überzeugen, daß wir nichts weniger als Eroberer waren.

Von den Gesetzen und den Gerichtshöfen in Hindostan.

Nichts bezeugt nach meiner Einsicht mehr, daß die Indier das gesellschaftliche Volk sind, als das geringe Bedürfniß, das sie nach Gesetzen haben, und die Leichtigkeit, mit der sie ohne große Vorsorge die Harmonie der Gesellschaft erhalten. Indeß wäre es möglich, daß der Despotismus selbst die Ursache des Mangels an Gesetzen sey, weil außerdem die Gesetze doch gewiß diesen Mächtigen ihre Pflichten vorgeschrieben hätten, da sie

jetzt auch nicht eine anerkennen wollen. Noch eine andere Ursache kann dagegen gewirkt haben, daß die Indier keine festen und einförmigen Gesetzvorschriften haben, nähmlich die außerordentliche Menge der Kasten und Tribus, die nach ihren eigenen Gebräuchen und Privilegien leben.

Was auch der Grund dazu seyn möge, die Indier haben keine geschriebenen Gesetze. Mündliche Ueberlieferung macht die Vorschrift der Urtheilssprüche aus; der Fürst müßte denn einen schnellen Befehl geben. Denn man wagt es nicht, gegen seinen Willen sich zu setzen, ja nicht einmahl seine Befehle auszulegen. Sie sind hohe Richtschnur, gegen die es nicht erlaubt ist, zu appelliren.

Die mündlichen Ueberlieferungen gründen sich zum Theil auf das Naturrecht, und sind allerdings in der Art verbindlich, daß die Uebertreter bestraft werden.

Dahin gehört z. B., daß keine Frau nach dem Tode ihres Mannes sich wieder verehelichen darf, daß niemand sich um die schlechte Behandlung eines Mannes gegen seine Frau bekümmern soll, daß es erlaubt ist, alle Arten von Zinsen zu nehmen. Oft beschränken sie sich auch auf die Eigenheiten gewisser Kasten, z. B. sich nicht innerhalb eines gewissen Grads der Verwandtschaft zu ehelichen, an seine Frau so und so viel zu bezahlen, ehe man sie heirathet, sich auf diese oder jene Art zu kleiden, diese oder jene Farbe zu tragen, bestimmte Nahrungsmittel zu genießen u. s. w.

Um die Streitigkeiten zu richten, die aus der Uebertretung dieser Gebräuche oder des Naturrechts entstehen, ernennt der Fürst, wenn der Fall die öffentliche Ordnung betrifft, Commissarien; aber Familien-Streitigkeiten werden durch die Aeltesten der Kasten abgethan. Der Prozeß ist weder lang, noch tumultarisch. Jedes Mitglied des Tribunals kennt die Gebräuche und Sitten seines Landes, nach dieser Kenntniß gibt es eine Meinung, und wenn dieß alle

ge-

gethan haben, ist die Sache aus. Die Strafen, die auf die Uebertreter der Gebräuche warten, sind: angelobte Besserung, Ersatz, Entziehung der bürgerlichen Rechte oder derer der Kaste und manchmahl Verstoßung aus der Familie. Ist von einem Criminal-Falle die Rede, so scheint es mir, als ob der Hof dabey Antheil nähme, und der Fürst allein das Todesurtheil sprechen könne.

In den Städten, die Europäern gehören, ernennt man einen Officier der Weißen, unter dem die Indischen Einwohner dieser Stadt stehen, zum Präsidenten des Tribunals. Wahrscheinlich beschränkt sein Amt sich bloß darauf, die Gebräuche zu bestätigen und diejenigen zu beseitigen, die mit Europäischen Gesetzen im Widerspruch stehen würden.

Im Innern des Landes haben einige Fürsten die Christen von der Jurisdiction der Indier befreyt; dann ist der natürliche Richter aller Streitigkeiten der Missionair. Aber dieß Geschäft hat nichts Beunruhigendes für das Gewissen. Man läßt die Notabeln der Kaste, deren Mitglieder in Streit sind, zusammen kommen; man befragt sie über ihre Gebräuche, und richtet nun nach diesen Sitten, wenn sie nicht den natürlichen Moral-Gesetzen oder den Vorschriften des Evangeliums entgegen sind.

Obgleich der Ueberlieferungs-Codex der Indier weniger stark als unser peinliches Gesetzbuch ist, weil nach ihren Sitten eine Anzahl von Verbrechen, die bey uns aufs Schaffot führen würden, bloße unbedeutende Kleinigkeiten sind, z. B., schlechtes Benehmen gegen Aeltern, besonders gegen Mütter, Sünden gegen die Natur u. s. w.; so haben sie doch auch Verbrechen, die mit dem Tode bestraft werden, z. B. Felonie, Attentat gegen das Leben des Fürsten, absichtlicher Mord u. s. w., und in gewissen Kasten fleischlicher Umgang selbst mit einer freyen

Person. Doch sind über diesen Punct die Gebräuche sehr verschieden; an einigen Orten werden die beyden Strafbaren lebendig verbrannt, an andern Orten ist nur der Mann des Todes schuldig, wenn er das Mädchen, das er verführt hat, nicht heirathet.

Wir wollen hier eine Bemerkung machen, die den Leser überraschen wird. In ganz Indien herrscht der Gebrauch, daß Personen zweyerley Geschlechts ehrfurchtsvoll mit einander sprechen, und sich dabey des Fürworts Ihr, oder der zweyten Person des Plurals, nir oder mirou bedienen. Hat aber ein junger Mensch nähere Bekanntschaft mit einem Mädchen gemacht, so ist es ihm fast physisch unmöglich, sie nicht zu dutzen, und so wird das Geheimniß bald verrathen; man braucht dann weder Ankläger noch Zeugen, das Verbrechen ist schon dadurch bewiesen. Dieser Gebrauch ist vielleicht eine der Hauptursachen, daß in den bessern Kasten dieses Landes so wenig Ausschweifungen herrschen.

Auch die Freyheit, die sich Personen von verschiedenem Geschlechte nehmen, eins um das andere aus derselben Chiroutte Tabak zu rauchen, ist ein angenommener Beweis eines sehr nahen Umgangs. Dieß Zeichen ist so wenig zweydeutig und so allgemein gekannt, daß ein junges Mädchen von 12 Jahren mir selbst das Verhältniß ihrer Mutter mit einem jungen Fremden anzeigte. Als Beweis davon sagte sie mir, daß ihre Mutter und der junge Mann zusammen aus der unglücklichen Chiroutte geraucht hätten. Ich untersuchte die Sache; die Schuldigen mußten dieß gestehen, und konnten die Folgerungen, die man daraus nothwendig ziehen müsse, nicht läugnen.

So muß man junge Leute, wenn strafbare Freyheiten zwischen ihnen Statt gefunden haben, und man sie der Züchtigung entziehen will, schnell verehelichen, und kann die Ehe nicht Statt finden, entweder weil der eine

Verbrecher nicht mehr frey ist, oder sie nicht von derselben Kaste sind, so muß eins davon so weit wegwandern, daß man nicht befürchten kann, er werde seinem Mitgesellen je wieder begegnen.

Die Todesstrafen sind das Feuer, der Strang und die Strafe der Elephanten *), je nachdem die Verbrechen sind. Aber dieß geschieht selten, und vielleicht werden in ganz Indien in einem Jahre nicht 10 Personen zum Tode verurtheilt. Die meisten Vergehungen sind polizeylich; dann kommt man mit abgeschnittener Nase oder Ohren durch. Dazu kann man schon wegen eines nach unsern Sitten sehr leichten Vergehens kommen, z. B. wegen schlechter Aufführung und Liederlichkeit, wegen Vernachlässigung im öffentlichen Amte. Oft wird auch schon ein Theil der Strafe vollzogen, ehe der Verbrecher noch gerichtet ist. Denn diejenigen, welche die Arretirungen vorzunehmen haben, haben es sehr in der Uebung, den Angeschuldigten, so bald er unter ihren Händen ist, mit Schlägen gewaltig heimzusuchen. Diese wilden Menschen kennen den schönen Grundsatz nicht: **Achtung für das Unglück!**

*) Man legt die Verbrecher den Elephanten vor die Füße. Diese umgeben sie auf ein gegebenes Zeichen, umschlingen sie mit ihren Rüsseln, werfen sie weit hinter sich, fassen sie dann von neuem auf der Erde, um sie von neuem zu schleudern, und wiederhohlen dieß so oft als die Sentenz lautet; endlich geben sie ihnen den Gnadenstoß, und setzen ihnen den Fuß mit Gewalt auf den Magen.

Sechste Abtheilung.

Von den Einwohnern Hindostans.

Erstes Kapitel.

Von der Gesichtsbildung, Gestalt und Farbe der Einwohner Hindostans.

In wenig Ländern ist die Menschenmasse so schön als in dem Lande, von welchem wir jetzt sprechen. Die Kinder sind fast durchaus reitzend, festen Körpers, und haben die niedlichsten Gesichter von der Welt. Sie bleiben jedoch, wenn sie größer werden, nicht ganz so schön.

Die Indischen Weiber dürfen die Damen Europa's nicht um ihre Schönheit beneiden; gewöhnlich verschwendete die Natur ihre Reitze reichlicher an sie als an jene. Unglücklicher Weise wissen dieß die Weißen recht gut, und daraus entstehen die öffentlichen unanständigen Verhältnisse derselben mit den Pariatten, Weiber aus einer verachteten Kaste, deren Umgang diejenigen schändet, die mit ihnen verkehren.

Die Nationen Indiens gleichen in Gesicht, Haltung, Bewegung und Gang den Franzosen fast durchgehends. Man thut keinen Schritt, ohne sich zu täuschen, und glaubt überall Freunde aus Frankreich unter der Menge zu entdecken. Je genauer man untersucht, je mehr wird man getäuscht, und wenn man eine bestimmte und charakteristische Beschreibung eines Indianers von mir verlangte, würde ich sagen, es sey diejenige Menschengat-

tung, die den Franzosen am meisten, selbst oft bis auf die Farbe gleiche.

Doch ist die Farbe bey allen Indianern nicht gleich, selbst nicht in allen Kasten. Sie nähert sich der Weiße der Europäer um so mehr, je edler und ausgezeichneter die Familie ist. Die jungen Braminen sind fast eben so weiß, als Französische Kinder. Die Indier aus den gemeinern Kasten sehen kupferroth aus, aber die Parias wie antike Bronze, ja oft noch schwärzer. Doch ist dieß Schwarz dann schmutzig und ohne Glanz. Gerade sie haben aber auch wieder die schönsten und regelmäßigsten Züge.

Der Wuchs der Indier ist angenehm, ohne übermäßig groß zu seyn. Sie sind besser gebaut und größer als die Völker der gemäßigten Zone. Selten findet man einen verwachsenen Menschen. Nie ist mir in Indien ein Bucklichter, selten ein Einäugiger, und noch seltner ein Hinkender vorgekommen.

Uebrigens gilt körperliche Schönheit in Indien gar nichts. Man beweint sein Kind, wenn es der Tod dahin rafft, aber nicht weil es schön war. Ein Gatte liebt seine grundhäßliche Frau außerordentlich, und würde vielleicht seine zweyte Frau mißhandeln, wenn sie auch die schönste im Lande wäre. Der Indier liebt nur die Güte der Kasten; für den Reitz hat er kein Auge. Uebrigens werden die fruchtbarsten Weiber am meisten geachtet. Denn Kinder machen den Reichthum der Familien aus, besonders Töchter; denn diese verkauft man ihren Männern, und der Kaufschilling fällt dem Vater der Braut anheim.

Zweytes Kapitel.

Ueber die Kleidung der Indier.

Das Meer ist mit Schiffen bedeckt, welche ganze Schaaren von Fremden nach Hindostan führen, die sich in der Hoffnung, bald mit vollen Händen Gold einzusammeln, allen Abwechslungen einer und zwar gefährlichen Reise unterwerfen. Einigen von ihnen, oder wenn man will, den meisten, glückt es auch; aber doch rathe ich wenigstens den Schneidern nicht, diesen Weg einzuschlagen. Für ihren Stand sind sie in der kleinsten Stadt Frankreichs weit besser daran, als in Golkonda oder Deli. Das heißt nun nicht, daß man in Hindostan sich gar nicht kleide; aber man trägt bloß Röcke ohne Nath. Der Weber handelt gewöhnlich auch gleich damit.

Die Kinder laufen in Indien bis ins achte und neunte Jahr ganz nackend umher. Ohne Unbequemlichkeit ist die Sitte freylich nicht; aber doch weit weniger als anderswo. Werden die Knaben nun größer, so ziehen sie ein Kleid an. Oft besteht es bloß in einem Stücke handbreiter Leinwand, das man Langouti nennt. Das eine Ende dieser Leinwand wird an dem Unterleibe mittelst einer Schnur, die sie umgürtet, befestigt, und durch eine andere Schnur, die an der entgegen gesetzten Seite festgemacht ist, schlingt sich die Leinwand wieder herum.

Auf 1000 Indier kann man wenigstens 900 rechnen, die kein größeres Kleiderbedürfniß haben; doch trägt jeder noch ein Stück Leinwand von ungefähr 2 Ehlen, wel-

ches sie Toupeutti nennen. Statt sich aber desselben zu bedienen, um wenigstens die untern Theile des Körpers zu bedecken, schlagen sie es über die Schulter, oder legen es kreuzweise über den Magen, oder machen eine Wulst daraus, um sich, wenn sie Lasten tragen müssen, nicht zu beschädigen. Endlich wickeln sie sich noch des Nachts darein, um die Stiche der Muskitos und Scorpionen zu vermeiden.

Dieß ist die Kleidung der Armen. Sie gehen fast beständig mit entblößtem Haupte, oder bedecken sie es ja, so geschieht es bloß mit einem so genannten musselinenen Lappen, einige Ehlen lang und eine Spanne breit. Dieß wickeln sie um den Kopf. An den Füßen tragen sie, wenn sie ja etwas tragen, lederne Sandalen, vorn mit 3 bis 4 gleichen Züngelchen in Gestalt eines Netzes, um die Zehen einzufassen und festzuhalten. Doch hat die große Zehe ihren Platz für sich. Sie steckt nähmlich in einem harten und dicken ledernen Ringe, der, da er nie ganz auf die Zehe paßt, leeren Raum genug läßt, daß Sand und Kies sich zwischen die Haut und das Leder eindrängen kann. Geschieht dieß, so ist eine solche Fußbekleidung jedem andern Menschen als einem Indier eine grausame und unausstehliche Qual.

Indeß ist auf der andern Seite die Staatskleidung oder der Anzug vornehmer Personen von der höchsten Eleganz. Im erstern Falle besteht er aus einem Turban oder Aufsatz von Musselin, dessen Gewebe mehr oder weniger reich ist, ungefähr 30 Ehlen lang und eine Drittelehle breit. Die Farbe dieses Aufsatzes ist nicht gleichgültig; sie unterscheidet die Corps oder Regimenter der Cipayen. Vornehme tragen die Farben, die ihnen am besten gefallen, doch dürfen sie allein weiße Turbans haben. An den Küsten macht man jedoch alle diese Unterscheidungen nicht. Wo die Europäer herrschen, trägt

jeder in seinem Anzuge nur nach eigener Willkühr, Geschmack und Vermögen.

Jeder Indier muß es verstehen, seinen Kopfputz in Ordnung zu bringen. Er benimmt sich folgender Maßen dabey. Er legt erst seinen musselinenen Streif irgend wohin, auf eine Decke oder auf die Erde, dann nimmt er das eine Ende und knüpft die beyden Ecken zusammen. Dadurch bekommt er eine Art von Käppchen, das er auf den Kopf setzt, und während er nun mit der rechten Hand, die auf der Stirn ruht, die Falten des Zeugs ordnet, windet er mit der linken den Musselin um den Kopf, bald horizontal, bald von oben nach den Ohren zu, bald indem er einen Viertelsbogen, bald indem er Diagonalen macht, bis er endlich seinem Kopfputze die Form gegeben hat, die er für die zierlichste hält. Ein so aufgesetzter Kopfputz oder Mütze hält sich ganze Monden lang, und selten ordnet man ihn neu, ohne den Musselin vorher zu waschen.

Die Form dieses Kopfputzes ändert sich nach der Landessitte, dem Stande, dem Alter, und den Ansprüchen eines jeden. Die Soldaten oder Cipayen tragen sie wie einen kleinen runden Hut mit einem Bande von hervor stechender Farbe, das quer darüber geht. Die Einwohner von Moussur und Thelingan tragen sie mit großen Blenden wie Schnitterhüte. In einigen Gegenden von Carnatte gehen sie oben spitzig zu, und der Musselin ist längs herunter geflochten. An andern Orten ist das Gewebe locker, und der Musselin flattert um die Schultern. Fast überall ziehen die jungen Leute, die gern geschmackvoll sich putzen wollen, den Zeug so viel als möglich fest zusammen, lassen vorn einen Schnabel oder ein Horn, und sorgen dafür, daß der Musselin so fein und so genau umgewunden sey, daß man durchaus keine Falte entdecke. Diese Mode ist wirklich artig

und sieht gut aus. Uebrigens bringen sie nicht lange Zeit mit diesem Putze zu. Ein Malabar bringt ihn in kürzerer Zeit zu Stande, als ein Europäischer Zierbengel braucht, sich das Halstuch umzubinden.

Dieser Kopfputz ist auch der einzige, der sich für die Indier schickt, weil sie sich bis auf die Mitte, wo sie einen Büschel Haar stehen lassen, den Kopf glatt scheren. Dieser Haarbüschel steht nicht übel, und hat auch sonst seinen Nutzen. Die Heiden befestigen daran ihren Talisman und die Christen ein Scapulier, oder sonst ein anderes Zeichen der Andacht. Wenn der Kopf auf diese Art geschoren ist, nehmen sie ihren Kopfputz eben so leicht ab, als wir eine Perücke; aber aus Höflichkeit bleiben sie fast immer bedeckt, selbst in der Kirche und in ihren Pagoden. Sie dürfen sich bloß bey Beerdigungen und während der Trauerzeit in bloßen Köpfen zeigen, und doch wickeln sie sich alsdann auch noch in ein großes weißes Tuch, das ihnen den ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts, bedeckt. Es ist merkwürdig, daß, obschon Weiß von einem Ende Indiens bis zum andern die Farbe der Trauer ist, man sie doch vorzüglich liebt.

Das zweyte Kleidungsstück angesehener Personen ist ein großes Stück seidenen Zeuges oder schönen Musselins, das sie ungefähr so wie in Frankreich die Docteren la Chausse auf der Achsel tragen. Dieser Schmuck schützt gegen Sonne und Frost. Im letztern Falle schlägt man es wie ein breites Schnupftuch um den Hals, und ist warm genug.

Jetzt kommen wir zu dem Sogai. Dieß ist eine Weste von leichtem Musselin ohne Taschen, die sich vorn auf der Brust kreutzt und mit Bändern festgehalten wird. Dieses Kleidungsstück ist um so zierlicher, je enger die Aermel sind, und wenn sie so lang ausfallen, daß man sie eine halbe Ehle zurück schlagen kann, um längs des

Armes eine große Menge Falten dadurch hervor zu bringen.

Ein anderes, einige Ehlen langes Stück Musselin dient statt der Beinkleider, und sieht sehr gut aus. Man umgürtet sich erstlich damit die Lenden unterhalb des Sogai, dann zieht man das eine Ende zwischen den Beinen nach vorne zu durch, und das andere nach hinten hin in den Gürtel. So ist der eine Schenkel und selbst ein Theil des Beines ganz, der andere aber nur zur Hälfte bedeckt.

An den Füßen trägt man bey feyerlichen Gelegenheiten Pantoffeln mit zurück gebogenen Schnäbeln, die man Papassi heißt, und die man für um so besser gearbeitet hält, je weniger der Fuß hinein kann. Uebrigens ist dieß nicht so ganz übel ausgedacht; denn die Indier müssen wohl zehn Mahl des Tages ihre Papassi ausziehen, da ihnen die Sitte des Landes verbiethet, ein Haus zu betreten, oder sich nur vor jemand Anständigen sehen zu lassen, und eine Fußbekleidung zu haben *).

Ich darf eine Art Schuhe nicht vergessen, welche angesehene Leute tragen, und deren ich mich selbst lange Zeit bedient habe. Sie haben nicht das Vorurtheil wie die Papassi und Sandalen gegen sich, und man kann überall damit hingehen. Um sich eine Idee davon zu machen, stelle man sich ein Bretchen oder eine Sohle von hartem Holze vor, das die Gestalt und Länge des Fußes hat. Es ruht auf zwey Beschlägen, einer vorn und einer hinten

*) Die christlichen Malabaren legen ihre Fußbekleidung ab, wenn sie in die Kirche gehen. Es ist ein sehr komischer Anblick, einige tausend Papassi von allen Farben zu sehen, die die Kirche überall umgeben. Doch habe ich nie gehört, daß man einen gestohlen hätte. Dieß beweist, daß trotz des Vorurtheils man zu Pondicherey weniger stiehlt als in Paris oder in andern großen Städten.

an der Ferse, die ungefähr zwey Zoll hoch sind. Dieß Bretchen hat ein Loch, in welches man einen Pflock steckt, der oben einen Kopf wie eine gut geglättete kleine Kugel hat. Man bringt diesen Pflock zwischen die zwey ersten Fußzehen, und so halten sie vermöge des Knopfes, der zugleich als Hebel dient, um die Bewegung des Fußes zu erleichtern, fest. Im Anfange macht es eine kleine Verwundung, und man ist kaum einige Minuten gegangen, so reibt sich die Haut von den beyden Zehen ab. Aber endlich bildet sich eine harte Haut, und man empfindet nicht die geringste Unbequemlichkeit mehr. Der Fuß wird sogar härter als der Schuh, der sich durch das Reiben in wenig Tagen abnutzt.

Was wir bis jetzt von den Kleidern der Indier gesagt haben, kann man bloß für die Beschreibung ihres gewöhnlichen Anzugs gelten lassen. Mit dem Sogai sind sie anständig und gut angezogen. Aber mit einer so geringen Kleidung reitet man nicht, läßt man sich nicht im Palankin tragen, geht man nicht zu einem Feste. Bey solchen Gelegenheiten zieht man den Angui an. Dieß ist vielleicht die edelste aller Kleidungsarten. Ein langer Rock von Musselin, der bis auf die Erde herab reicht, etwa wie ein Reitrock, an den man einen weiten Weiberrock befestigt hätte. Vorn ganz offen. Es gibt Anguis, die aus Silber und Gold gewebt sind. Gewiß macht nichts einen größern Eindruck als ein Indischer Prinz, den Kopf mit einem glänzenden Turban bedeckt, und mit einer Agraffe von Perlen oder Diamanten geschmückt. In den Ohren hängen lange Ohrgehänge, die sich in einem großen Rubin endigen. Zwey oder drey goldene Ketten umschlingen den Hals. Er trägt einen kostbaren Angui, an den Armen reiche Armbänder und einen Gürtel mit goldenen Franzen über den Angui, ungeheuere Ueberhosen von streifiger Seide, die

durch das Oberkleid hervor schimmern. Ueber alles dieß hinweg ein Stück Scharlach, das in den Falten des Kleides sich spiegelt, und prächtig von dem Weiß absticht, das den Glanz des Schnees verdunkeln würde. Neben einem solchen herrlichen Putze sind unsere Europäischen Kleider wirklich lächerlich. Statt des Stückes Scharlach, welches man Sagalatou nennt, tragen die Bramen von Nord-Hindostan ein Stück reichen Stoffs, das ihnen die Brust und den Magen bedeckt, und statt jenes Kopfputzes eine Mütze von Stoff, die ungefähr wie die Mitra der Juden gemacht ist.

In verschiedenen Gegenden dient den gemeinen Leuten zum Toupeutti ein brauner Zeug; andere tragen schwarz. Dieser Zeug wird aus Ziegen- oder Kamehlhaaren gefertigt, und ist also eigentlich ein härenes Hemd; aber es gibt feinere als unsere schönsten Zeuge. In den mehr westlich gelegenen Ländern wird ein großer Verkehr damit getrieben. Ich denke, dieser Unterschied kömmt vom Klima her; denn auf der westlichen Seite der Berge sind die Nachtfröste weit empfindlicher. Auch ist der Thau dort weit stärker, so daß eine Bekleidung von Cotton nicht hinreichen würde, sich gehörig dagegen zu verwahren.

Ueber die Toilette der Indischen Weiber läßt sich wenig sagen. Diejenigen, welche aus der Hefe des Volks sind, tragen bloß zwey bis drey Ehlen Leinwand, womit sie sich die Hüften ein bis zwey Mahl enge umwinden, je nachdem die Leinwand lang ist. Die Breite derselben macht alsdann die Höhe dieser Bekleidung aus. Der übrige Theil des Körpers ist unbedeckt; aber sie haben die Gewohnheit, wenn sie auf den Straßen sich zeigen, oder wenn sie mit jemand selbst an der Thür ihrer Häuser sprechen, Arme und Hände über den Magen zu kreutzen. Je reicher oder je besser die Kaste ist, aus der sie sind, um so anständiger wird auch ihre Kleidung. Dann

hüllen sie sich nicht mehr in gewöhnliche Leinwand, sie müßten denn Witwen seyn oder trauern. Sie brauchen dann die schönsten Musseline oder seidenen Stoffe. Sie umgürten sich die Hüften wie die andern; aber das Stück Stoffes ist lang genug, um, nachdem es dort zwey bis drey Mahl umwickelt worden, noch eine Art Schärpe abzugeben, um den Magen zu bedecken, dann noch den Kopf, und seitwärts wieder herab zu fallen. Alles dieses wird so gut geordnet, daß der ganze Körper, mit Ausnahme der Hände, Füße und eines kleinen Theils des Gesichts bekleidet, und anständig bedeckt ist, ohne daß in dem ganzen Anzuge eine einzige Nath sey.

Die Indischen Weiber gehen alle mit bloßen Füßen; sie sind so sehr daran gewöhnt, daß Dornen, Kiesel, selbst die brennende Hitze des Bodens ihnen nicht beschwerlich fallen, und sie mit Leichtigkeit sehr lange und sehr mühselige Reisen machen.

Ihre Haare machen ihren Kopfputz aus. Sie wenden aber auch viel Sorgfalt darauf, indem sie sie reiben, mit Essenzen wohlriechend machen und mit vieler Zierlichkeit flechten. Doch wenn Herkunft oder irgend ein bürgerliches oder religiöses Fest sie nicht dazu berechtigen, macht diese besondere Vorsorge sie eines freyern Lebenswandels verdächtig.

So sehr sind Haare die Zierde der Weiber dieses Landes, daß die entehrendste Strafe, die man über ein sittenloses Weib verhängen kann, die ist, ihr die Haare abschneiden zu lassen. Dann hat man nicht mehr zu fürchten, daß sie sich von neuem den Wollüsten ergebe; man flieht sie dann wie die Pest. Auch geschieht es wohl, daß manche diesen Schimpf nicht überleben können, und sich selbst umbringen.

Man könnte auch noch anmerken, daß die Indier weder Taschen noch Täschchen haben; aber sie bedürfen de-

rer auch nicht, da sie weder Schnupftücher, noch Messer, noch Schreibtafel, noch Tabaksdose bey sich tragen. Müssen sie Geld mit sich führen, so knüpfen sie es in eine Ecke des Toupeutti oder Camboulli. Eben so ist es mit den Eßwaaren; doch trägt ein jeder einen kleinen Sack bey sich, in dem die nöthigsten Vorrichtungen zum Betelkauen befindlich sind.

Drittes Kapitel.

Von dem Luxus in Hindostan.

Der Luxus ist eine Hauptschwäche der Indier. Er ist lächerlich und albern, weil selbst Armuth davon nicht heilen kann. Der Einwohner Hindostans versetzt seine Edelsteine, um sich Reiß zu kaufen, und verkauft seinen Reiß, um Edelsteine zu haben. Die größte Schande wäre für ihn, sich seines Familienschmucks zu entschlagen; lieber würde er Hungers sterben.

Nach dem bisher Gesagten kann der Luxus, von dem ich rede, nicht in Gebäuden oder Meubeln bestehen, sondern er zeigt sich in einer großen Zahl von Dienern, in der Pracht der Equipagen und dem ausgesuchten Putze.

Der Palankin, das gewöhnliche Fortkommen der Großen, thut dem Pompe und der Pracht großen Vorschub. Leicht kann man 50,000 Francs an den Ausputz eines Palankins verwenden *). Auch Pferde sind ein Ge-

*) Der Palankin besteht aus einem sehr eleganten Kasten oder Bettchen, wovon das Holz gemahlt oder

genstand des Aufwandes. Ich habe schon gesagt, daß man für 4 bis 5000 Livres ein schönes Reitpferd kauft. Doch nichts zeigt die Größe eines Indiers mehr an, als eine ihn umgebende zahlreiche Dienerschaft, möge sie auch halbnackend oder nur mit einigen Lumpen bedeckt seyn *).

Hat ein Privat-Mann viel Vermögen erworben, und will er sich einen Nahmen machen, so biethet er sich an, an einem Festtage auf seine Kosten eine Erleuchtung oder ein Feuerwerk zu geben. Dieß letztere besteht dann in einigen Raketen, die man nicht hundert Schritt weit sieht, und in dem Geknalle von ein Paar Dutzend Erdpatronen. Nichts ist entzückender für ihn, als Epoche zu machen und zu hören, wie die Leute, wenn sie irgend einen Vorgang erzählen, sagen: „In dem Jahre, da sie oder Ihr Va-

vergoldet ist. Die Riegel, womit man die verschiedenen Theile an einander befestiget, sind von Gold oder Silber. Diese Sänfte enthält eine oder zwey mit Sammet überzogene und mit breiten goldenen Tressen besetzte Matratzen, eben so viele Ohrenküssen und zwey ebenfalls sammetene Küssen, um sie unter die Knie zu legen. Die letzten haben an den Ecken große goldene Troddeln. Der obere Theil des Kastens ist mit einem Dutzend goldener Tannenzapfen und ähnlicher Verzierungen geschmückt. Einer von jenen Bambus, die ich schon beschrieben habe, überragt sie, und man bekleidet ihn seiner ganzen Länge nach mit Scharlach und drüber mit Sammet. Zwey ungeheuer große goldene Muffeln, eine an jedem Ende, etwa zwanzig goldene Eicheln, die über der Sänfte schweben und an dem Bambus hängen, und zwey große Sträuße desselben Metalls, die zu Kopf und Füßen befestigt sind, vermehren noch die Pracht dieser köstlichen Equipage. Endlich bedeckt noch ein reiches, mit Franzen besetztes, und gegen die Hitze der Sonne eingerichtetes Zelt das Ganze.

*) Jeder Diener trägt einen langen Stock von massivem Silber in der Hand, und zwey Choubdars noch größer und so dicke als der Stamm eines Bischofkreutzes.

ter die Façade der Pagode illuminirten, und durch Ihre Pracht die Nacht sich in Tag verwandelte, oder damahls, als bey dem Donner der Kanonen, die Sie ertönen ließen, die Ströme über ihre Ufer bebten u. s. w."

Besonders aber ist es der körperliche Schmuck, in dem diese Menschen einen Luxus entfalten, dem nichts gleich kommt. Hierbey bringen sie weder den Rang der Geburt, noch die Verhältnisse des Vermögens in Anschlag. Die elendesten und erbärmlichsten Leute suchen es den ausgezeichnetsten Personen zuvor zu thun, und ich wollte eine hohe Wette eingehen, daß wenn man ein genaues Verzeichniß aller Edelsteine in Hindostan aufnähme, man deren mehr bey den Parias als in den vornehmern Kasten finden würde. Freylich würden sie nicht von gleich großem Werthe seyn, weil dieser Menschen Vermögen doch zu gering für ihre tolle Eitelkeit ist; aber das verschlägt ihnen nichts, wenn nur die Zahl den Werth ersetzt. Sie häufen Schmuck auf Schmuck ohne alle Wahl, nur nach Glanz begierig. Die vornehmen Frauen durchflechten ihre Haare mit Perlen und Rubinen, und die Parias mit bunten Glasperlen. Doch borgen sich bey feyerlichen Gelegenheiten die Familien einander gegenseitig, was sie nur an Schmuck besitzen, und dann sind die Stände wirklich kaum von einander zu unterscheiden.

Alle Indier, Männer und Frauen, tragen Ohrgehänge. Die der Männer haben etwas Edleres; sie bestehen aus großen goldenen Ringen, die bis auf die Schultern reichen, und in denen unten ein großer Rubin befestigt ist. Oft ist auch noch der obere Theil des Ohres durchbohrt, und dann steckt eine goldene Birne oder ein anderer Zierath darin.

Frauen und Mädchen begnügen sich aber damit nicht, ihre Ohren sind so durchbohrt, daß man einen Stab von 3 bis 4 Zoll im Durchmesser hindurch bringen könnte. Dahin-

ein

ein hängen sie nun so viel, als die ungeheuere Oeffnung fassen kann.

Da die Ohren der vorzüglichste Sitz des Putzes sind, und die Damen für um so schöner und zierlicher gelten, je länger sie sie haben, so muß ich es wohl beschreiben, wie sie es anfangen, um Ohren zu haben, die oft länger als die eines Esels sind.

Kaum ist ein Kind entwöhnt, so bohrt man auch schon ein kleines Loch in das Ohr und steckt etwas Messing hinein. Nach und nach erweitert man die Oeffnung, indem man etwas Stärkeres hinein bringt. Wenn das Ohr nun schon etwas vertragen kann, steckt man ein zusammen gerolltes Palmenblatt durch. Da dieß Blatt hart und elastisch ist, so will es sich immer ausdehnen, macht dadurch die Oeffnung immer größer, und bringt endlich das Ohr zu jener monströsen Form, die bey einer 40jährigen Frau wie ein Darm aussieht, der an beyden Enden mit dem Ohrenknorpel zusammen gewachsen ist.

Das ist noch nicht alles. Einige durchbohren sich die Nasenflügel; die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen an der Seite und in der Mitte. Hier prangt nun wieder eine neue Schmuckbude, unbeschadet des goldnen Reifes, der sich um den Hals legt, und an dem der Taly, oder der Hochzeitsschmuck, hängt. Aber ich habe schon erwähnt, daß Männer und Frauen 3 bis 4 Ketten um den Hals tragen, die sehr zierlich auf die Brust herab fallen.

Zu alle dem muß man noch Armbänder rechnen von der Schwere einer Mark. Bey den Männern sind sie einfach, bey den Weibern netzartig und sehr schön gearbeitet. Auch die Beine haben ihren Schmuck, und es gibt keinen Finger und keine Zehe, die nicht in der Regel ihren Ring haben müßten.

Sind die Indier nun nach der vorbeschriebenen Masse geschmückt, so sind doch noch nicht alle Quellen ihrer Eitelkeit erschöpft. Zum Schluß ihrer Toilette reiben sie sich noch Gesicht, Hals, Hände, Brust und den obern Theil der Füße mit Saffran, und beschließen das Ganze mit einem Fleckchen von Sandel, das sie auf der Mitte der Stirn anbringen.

Man kennt in Indien weder Puder noch Frisur; aber die Reinlichkeit leidet doch darunter nicht. Oeftere Bäder, immer reinliche Kleider, die noch dazu manchmahl parfümirt sind, alles dieses ersetzt hinlänglich unsre scheinbare Reinlichkeit.

Noch ist auch der Bart ein Gegenstand des Luxus in Hindostan. Man kann es sich gar nicht einbilden, welchen Werth die Indier auf einen schönen, buschichten, langen und gut geordneten Bart legen. Eben so auf einen festen und dicken Knebelbart. Doch gilt dieß bloß von den Ländern, wo man sich nicht rasirt.

Viertes Kapitel.

Von den physischen und moralischen Eigenschaften der Einwohner Indiens.

Jene überflüssigen Dinge, von denen wir eben gesprochen haben, und deren Gebrauch mehr durch eine gewisse locale Sittlichkeit als durch Stolz und Ansprüche bestimmt wird, abgerechnet, kann man annehmen, daß die Indier jene Bemerkung der alten Philosophen: Die Bedürfnisse des Menschen sind sehr eingeschränkt, so bald sein Herz nicht entartet ist, bestätigen.

Wir haben gesehen, daß drey Viertel der Einwohner des reichsten Himmelsstrichs der Erde sich mit einer Kleidung begnügen, die fast kaum die Schamhaftigkeit zufrieden stellt. Sie brauchen jährlich nicht 20 Sous für ihren Anzug, manche nicht die Hälfte. Uebrigens ist ihre Nahrung eben so einfach als ihre Kleidung. Alles, was wir von den frommen Entbehrungen der Anachoreten wissen, ist höchstens das, was die armen Indier alle Tage thun. In Wasser gekochter Reiß, oder eine andere noch weniger schmeckende Getreideart macht den Grundstoff ihrer täglichen und lebenslänglichen Nahrung aus. Thun sie noch eine Zehe Knoblauch, eine Citronen-Schale, ein Stück verdorbenes Fleisch oder einige Tropfen Milch daran, so glauben sie schon eine recht stattliche Mahlzeit zu haben.

Selbst bey angestrengten Arbeiten oder auf der Reise ertragen sie lange den Mangel an Nahrungsmitteln. Sonderbar sind die Mundvorräthe, die sie sich zu einer Reise von mehreren Tagen durch Länder, wo sie durchaus aller Nahrungsmittel entblößt sind, anschaffen. Sie knüpfen ein Pfund Reiß in das eine Ende ihres Toupeutti, und in das entgegen gesetzte eine Hand voll Salz, und so machen sie einen Weg von 50 bis 60 Stunden. Da sie große Läufer sind, und ihre Kleider sie nicht belästigen, so gehen sie 8 bis 10 Stunden weit, ohne etwas zu sich zu nehmen. Kommen sie dann an einen Teich, so füllt jeder die beyden geöffneten Hände seines Gefährten mit Reiß, thut ein wenig Salz hinein, und während einer, der frühstücken will, die Hände vor den Mund nimmt, gießt der andere ein oder zwey Näßchen Wasser darauf, um den Reiß zu verdünnen, den der erstere nach und nach verschluckt. So speist er binnen drey bis vier Secunden und ist zufrieden; denn der Magen ist voll. Nun setzt er lustig seine Reise fort, ohne nur zu ahnden,

daß er unter 24 Stunden wieder irgend ein Bedürfniß haben könne. Zwingt ihn die Nacht, stille zu halten, so findet er überall, auf einem Fußstege, an einer Hecke, auf der Erde, auf einem Brete, einem Steine, einer Matte, oder gegen eine Mauer gelehnt, ein Bett. Unterbricht manchmahl der kalte Nordwind seinen Schlaf, so steht er auf, rafft einige Blätter oder Strohhalme zusammen, zündet ein Feuer an, und wärmt sich, bis kein Brenn-Material mehr da ist, worauf er sich denn auf dem Herde selbst niederlegt.

Gleiche Einfachheit herrscht überall. Allein oder in Gesellschaft ist ihm für seine Bedürfnisse jeder Platz, wenn er ihn nöthig hat, der bequemste. Die natürlichen Beschäftigungen sind selbst Gelegenheiten, sich zu sehen, der einzige Spatziergang, den man sich des bloßen Vergnügens halber erlaubt. Man geht zusammen, man kommt zusammen wieder.

Ist die Wäsche schmutzig, so reinigt sie der Indier selbst in dem ersten besten Teiche. Ist sie gewaschen, so hängt er sie über den Kopf, um sie da unter Weges trocknen zu lassen. So ist er immer reinlich, ohne daß es ihm etwas kostet.

Uebrigens gibt es aber auch Wäscherinnen von Profession — Vanner — in Indien, und sie sind nicht theuer. Als ich in Ponganour war, hatte ich eine, die eine gute Stunde weit herkam, meine Wäsche, die von 7 bis 8 Bedienten, meine Kirchen- und Küchenlinnen wusch, und das alles für einen goldnen Fanon den Monath über, d. h. nach unserm Gelde für 12 Sous. Und doch war ich ihre stärkste Kunde; niemand wollte einen solchen Aufwand machen.

Dieß ökonomische System, dieß Vermeiden aller überflüssigen Ausgaben zeigt sich in den Künsten, den Vergnügungen, in allen Kleinigkeiten. Wenn der Kaufmann verkaufen kann, ohne auszulegen, so legt er nicht aus.

Kann der Schuster das Leder lohen, und sich dessen noch an eben dem Tage, wo das Thier getödtet worden oder umgefallen ist, bedienen, so thut er es. Er verläßt Leisten und Pfrieme, um eine Ziege auszuweiden. Er schabt die Haut eben so viel mit seinen Nägeln, als mit dem Schabeisen, und bringt des Abends ein Paar vollkommen gute Schuhe, die man anziehen kann, um den Busch zu sehen, den das alte Thier noch gestern abgeweidet, dessen Haut man heute an den Füßen hat.

Man muß es bewundern, wie die Indier die schönsten Arbeiten mit den ungeschicktesten Werkzeugen machen. Die Feinheit ihrer Leinwand ist außerordentlich; unsre Weber können trotz ihrer künstlichen Maschinen so etwas nicht hervor bringen.

In Indien spinnt dagegen eine gute Alte um ein Stück Holz, das sie auf der Straße findet, einen Faden, der zehn Mahl dünner als ein Haar und vollkommen gleich ist. Ein Weber — Kaï kollen — baut sich seinen Weberstuhl aus allem, was ihm nun sogleich in die Hand fällt. Statt des Weberschiffchens dient ihm ein Holzsplitter oder ein Hobelspan. Auf einem grobgearbeiteten Cylinder schlägt er das Gespinnst aus, dessen einzelne Fäden kaum sichtbar sind. Jeder Ort ist ihm zu seiner Arbeit recht, eine Allee, ein Hof oder ein Garten. Er weiß sich ihn schon einzurichten.

Die Barbiere laufen mit einem kleinen zwey Finger breiten Spiegel, einem kleinen bleyernen Töpfchen, in dem kaum zwey Löffel Wassers sind, einem Ohrlöffel, einem Meisselchen, so niedlich, wie es die Tischler etwa brauchen, um die Nägel in Ordnung zu bringen, und einigen kleinen Beilen mit hölzernen Griffen, die ihnen statt der Rasiermesser dienen, durch Stadt und Land. Nehmen sie einen Bart ab, so muß der Patient vor ihnen niederkauern; sie kauern selbst mit, und in dieser Stel-

lung tauchen sie zwey Finger in das kleine Töpfchen, und feuchten nun den Bart mit diesen Paar Tropfen an. Dann nehmen sie eins von jenen Beilen, ziehen es ab, indem sie mehrere Mahle auf der Haut damit hinstreichen, und brauchen es nun ungefähr so wie der Holzmacher seine Axt, wenn er eine junge Eiche umhauen will. Man leidet freylich bey dieser Operation etwas; aber man hat doch das Vergnügen, nie sein Blut das Marterwerkzeug röthen zu sehen.

Ein Barbier hat vielerley Geschäfte. Er muß die Augenbraunen modeln, Haare, die so verwegen wären, in der Nase sich zu zeigen, heraus reissen, und die Ohren besorgen. Dieß Letztere geschieht, indem man mit unglaublicher Geschwindigkeit einen kleinen Cylinder rollt. Dieß bewirkt ein lang anhaltendes Summen, das aber mit keiner unangenehmen Empfindung und keiner Gefahr für die Gehör-Organe verknüpft ist. Kurz die Ohren werden dadurch so rein, als ob man sie polirt hätte. Wenn nun noch der Barbier die Nägel an Händen und Füßen mit seinem kleinen scharfen Spitzeisen, dessen Klinge ein Dreyeck mit dem Griffe formt, zugestutzt hat, so hat er einen halben Sou verdient. Bey dieser letztern Arbeit nimmt er den Finger, den er bearbeiten will, in die linke Hand, und bringt mit der rechten sein Eisen tief ein. Mit Einem Zuge ist dann der Nagel so schnell und nett abgeschnitten, wie man es nie mit einer gewöhnlichen Schere würde bewerkstelligen können.

Auch die Schmiede verdienen in dieser Hinsicht Erwähnung, so wie man bey ihnen auch das kalte Blut und die Ruhe derer bewundern muß, die sie für sich arbeiten lassen.

Bedarf man eines solchen Menschen, sey es auch nur um einen Nagel zu machen, so kommt man mit ihm schon lange zuvor über Tag und Ort überein, wo er die Arbeit vornehmen soll. Oft schiebt man den Termin hinaus,

bis der Arbeiter eine Reise von 100 Meilen gemacht, ein Haus gebaut, eingeerntet hat, oder bis seine Frau niedergekommen ist. Wer etwas gemacht haben will, muß sich mit Eisenkohlen und Amboß versehen. Die erstern bekommt man auf dem Markte. Der Amboß ist ein großer Stein. Ist er so schwer, daß man ihn nicht gut fortbringen kann, so legt man die Schmiede neben ihm an. Ist nun alles bereitet, so kommt der Schmid, trägt auf den Achseln einen Blasebalg und zwey Zangen, und hat die Hände mit einem oder zwey Hämmern bewaffnet. Er fängt an das Eisen zu reinigen, um es schmiedebar zu machen, und hat am Ende ein eben so schönes Stück Schlosserarbeit fertig, als ob er in Langres oder Paris gelernt hätte.

Gewiß liegen diese schnellen Fortschritte der Handwerker Indiens in einer unbegreiflich leichten Fassungsgabe, verbunden mit der ausdauerndsten Geduld. Sie bringen ihr ganzes Leben damit hin, Versuche zu machen; was sie nun Erfahrung lehrt, wird das Erbtheil ihrer Kinder, die immer das Handwerk ihrer Väter treiben.

Erfindungsgabe haben die Indier nicht. Sich selbst überlassen, machen sie nichts, als was ihre Voraltern thaten, obschon viel vollkommener. Sie arbeiten nur nach den auf sie vererbten Modellen. Daher sehen auch ihre Häuser noch nicht anders aus, als vor mehreren Jahrhunderten. Sie würden glauben, dem Andenken ihrer Voraltern zu nahe zu treten, wenn sie nicht ihre Plane immer noch, freylich etwas besser, befolgten. Doch besitzen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit, selbst die schwersten Arbeiten nachzuahmen. Nichts, was man ihnen in dieser Hinsicht vorlegt, schreckt sie zurück. Sie sehen die schönsten Europäischen Arbeiten, ohne dadurch besonders ergriffen zu werden, und dieß scheint mir darin zu liegen,

daß ihr natürlicher Instinct ihnen sagt, sie seyen auch im Stande, eben so schöne Sachen zu liefern.

Was könnte aus von Natur so geschickten Menschen nicht alles werden, wenn man ihren Eifer durch Belohnungen noch mehr anfeuerte? Wie würde eine großmüthige Regierung um die Künste sich verdient machen, wenn sie auf ihre Kosten junge Indier nach Europa sendete, um in den Hauptstädten und Manufactur-Orten sich noch mehr zu vervollkommnen!

Ich lernte in Goa einen Bildhauer kennen, dem es nur an Richtigkeit in seinen Entwürfen fehlte, um Wunderwerke hervor zu bringen. Die Jesuiten zu Pondichery besitzen ein Christus-Kind aus Holz, das wie Fleischfarbe sieht, geschnitten. Dieß Stück würde dem ausgezeichnetsten Künstler Ehre machen. Es ist ein wahres Meisterstück.

Was von Handwerken und Künsten gilt, gilt auch von den Wissenschaften. Es fehlen ihnen bloß Lehrer und Methode. Man sieht oft Kinder aus den niedrigsten Classen die abstractesten Dinge mit bewundernswürdiger Leichtigkeit lernen. Geometrie, Astronomie, Theorie des Himmels, nichts ist ihren Fassungskräften zu hoch. Und doch wissen sie bey so großen Talenten nichts.

In jenen Gegenden ist weder von hohen Schulen noch Professoren die Rede. Man lernt seine ganze Jugendzeit über bey armen Schullehrern lesen, schreiben und rechnen. Wenn man bey diesen elenden Schulen vorbey geht, hört man die Kinder unaufhörlich und aus vollem Halse schreyen, und in Absätzen das Einmahleins absingen, z. B. Rendou ounou, mounnou, mounnon, mounnon arou, ararou pani rendou, d. h. zwey und eins sind 3, 3 und 3 sind 6, 6 und 6 sind 12. Ein anderes Mahl nehmen sie die Quadrat-Zahl. Rechnen kann übrigens dort jedermann; diese Kunst prägte sich en Köpfen der Kinder so tief ein, daß sie ihr ganzes

Leben hindurch in diesem Puncte unfehlbar sind, und unwillkührlich die arithmetischen Regeln da anwenden, wohin sie gehören. Wenn ein Kaufmann mit zehn Personen in Gemeinschaft handelt, deren Actien aber alle ganz verschieden sind, so wird ein Dobachi oder Diener, ohne Dinte und Papier, Feder oder Bleystift, sondern bloß durch ein gewisses Gegeneinanderhalten der Finger in einem Augenblicke sagen, wie viel auf jeden kommt.

Sie haben auch eine mechanische Idee von Astronomie. Sie sagen die Finsternisse vorher; doch irren sie sich immer um ein Paar Secunden. Sie machen diese Berechnungen mit einer Art von Marken, die sie nach ihrer Weise legen und ordnen, ohne einen bestimmten Aufschluß darüber geben zu können. Richtiger noch berechnen sie die Höhe der Sterne und deren Verhältnisse unter sich. Sie brauchen auch des Nachts keine Uhr; ein Blick auf den Sternenhimmel lehrt sie sofort, welche Stunde es sey.

Im Allgemeinen sind die Indier gut organisirt; haben sie auch nicht alle gleiche Verstandesgaben, können sie auch nicht alle über erhabene Gegenstände sprechen, so ergreift doch jeder mit Genauigkeit den Gegenstand, der seiner Fassungskraft angemessen ist, und spricht die Begriffe, die er davon hat, bestimmt und mit Theilnahme aus.

Ihre Fantasie theilt freylich die Fehler der Morgenländer überhaupt; sie will alles mahlen, und manchmahl mit großen Zügen. Doch entfernt sie sich selten von der Wahrscheinlichkeit, weil sie durch ein Gefühl für Recht und Liebe zur Wahrheit gezügelt wird. Ihr Fehler liegt also bloß in den manchmahl etwas gigantischen Ausdrücken, nicht in der Unrichtigkeit der Ideen selbst. Man kann dieß aus ihren Gedichten beurtheilen. Die Ausdrücke sind überspannt; aber die Bilder wahr und natürlich.

Ich bin geneigt zu glauben, daß der Umgang mit Europäern die Fantasie der Indier mehr in ihre Schranken zurück gewiesen hat; denn sie ist an den Küsten kälter und geregelter als im Innern des Landes. Und darüber muß man sich nicht wundern; denn troß des Vorurtheils, das die Indier gegen die Weißen wegen ihrer zügellosen Lebensart haben, lassen sie ihnen doch in Hinsicht des Verstandes und der Einsichten Gerechtigkeit widerfahren; belauschen sie daher, und ahmen sie nach, so daß sich der verschiedene National-Geist der Europäer in den Indiern abdrückt, je nachdem sie mit dieser oder jener Nation in besonderem Verkehr stehen.

Die Leidenschaften der Indier sind weder lebhaft noch dauernd. Sie empfinden die Last des Körpers fast gar nicht, und sind der Sclaverey der Sinne fast gänzlich entnommen.

Man findet unter ihnen wahre Freunde und dankbare Seelen; aber sie zeigen dieß alles wenig. Ihre Zuneigung scheint bloß in ihrer Vernunft zu liegen, und wie zärtlich auch ein Sohn seinen Vater liebe, er sieht ihn sterben, ohne eine Thräne zu vergießen. Die Art von äußerer Apathie ist ihnen überall eigen. Wenn die Regierung sie beraubt, mißhandelt, einkerkert, wenn ihr Haus brennt, ihr Vieh fällt, scheinen sie nur sehr oberflächlich davon ergriffen zu werden. So lachen sie auch selten mitten im Schooße des Genusses. Ruhig bey Krankheiten ertragen sie sie Jahre lang ohne Murren, ja ich möchte fast sagen, ohne den Wunsch zu genesen.

Starke Neugierde habe ich an ihnen nicht bemerkt. Zwar entgeht ihnen so leicht nichts; aber sie suchen es doch nicht auf. Sie folgern nichts aus dem, was sie sehen, und vergessen es sogar bald. Ja, wenn sie auch von einer Sache überzeugt sind, trauen sie ihren Begriffen doch so wenig, daß sie, um allen Streit, besonders

mit Personen, die sie achten, zu vermeiden, lieber einen Irrthum eingestehen.

Aber diese außerdem so sanften, so gemäßigten Indier werfen alle Rücksichten, alle Höflichkeit, alles Phlegma, dem sie sich so ganz zu ergeben scheinen, von sich, wenn die Rede von der Ehre und den Vorzügen ihrer Kasten ist. Dann beobachten sie keine Mäßigung mehr, und hören gegen ihre übel oder gut begründeten Ansprüche keine Einwendung an. Sie machen täglich ohne Klage so viele Aufopferungen, und hängen doch so sehr an ihrer Ehre.

Die Indier sind gegen Fremde freundlich und gastfreundschaftlich, wenn diese nur nicht aus Europa kommen. Ja, sie geben nicht bloß ihren Ueberfluß, sie theilen mit ihnen bis aufs nothwendigste, und noch dazu mit guter Art.

Man beschuldigt sie des Betrugs und der Lügen; aber man hat Unrecht. Man hat die Indier, die mit den Weißen umgehen, und Zeugen und Nachahmer der Spitzbübereyen dieser sind, mit den Indiern im Innern des Landes verwechselt, die doch das wahre Volk ausmachen. Verstellt sind die letztern wohl auch ein wenig; aber dieß kommt von dem Gefühl ihrer Schwäche und dem wenigen Vertrauen her, das sie gegen Fremde haben, mit denen der Zufall sie in Berührung bringt.

So hat man auch in allen Sprachen gesagt und geschrieben, sie seyn Diebe. Die Beschuldigung ist jedoch eben so ungegründet, so bald man sie als allgemein annimmt, und damit das Ganze der Nation beschimpft. Ein Beweis dagegen ist, daß die Indier alles vor ihren Häusern liegen lassen, was sie nicht gut darin beherbergen können, und daß niemand etwas wegnimmt. Dürfte man das wohl in Frankreich wagen?

Ich muß noch eine Bemerkung hinzu fügen. Die In-

dier kennen sich unter einander besser, als wir sie kennen, und doch haben sie in ihre Landsleute so viel Vertrauen, daß sie die Häuser Tag und Nacht offen lassen, gleichviel, ob jemand darin sey oder nicht, und der Fall einer Veruntreuung ist doch fast unerhört.

Wie lächerlich sind nicht jene Kaufleute, die die Einwohner des Landes nach Möglichkeit bedrücken und bevortheilen, ihre Soubdars und Dobachis mit Stockschlägen bezahlen, die abscheulichsten Mittel als rechtlich ergreifen, um ein glänzendes und schnelles Glück zu machen, und dann die Indier als Spitzbuben behandeln. Gebührte nicht vielmehr jenen dieser Nahme ausschließlich?

Uebrigens haben wir schon bemerkt, daß der Indier höchstens aus Noth stiehlt. Hat er Hunger, so nimmt er Reiß, wo er ihn findet; ist sein Sogai oder sein Aufsatz abgetragen, so tauscht er mit einem, der einen bessern hat, freylich ohne ihn zu fragen. Dieß Benehmen kann sich aus seiner groben Unwissenheit in den Grundsätzen der Moralität, aber fast niemahls aus einem strafbaren Verlangen, sich auf Kosten eines andern zu bereichern, herschreiben.

Siebente Abtheilung.

Von den Kasten der Indier und ihren Gebräuchen.

Es würde schwer werden, auf der Oberfläche der Erde ein Volk zu finden, das die Gleichheit mehr haßte als die Indier. Ihnen sind die theuersten Verhältnisse, ja das Leben selbst ist ihnen, gegen die Privilegien ihrer Kasten gehalten, nichts, weil, wenn sie einmahl dieser Privilegien beraubt sind, sie dann nicht mehr ein Glied eines politischen Körpers ausmachen. Sie werden dann sich selbst fremd, oder hören vielmehr auf zu seyn. Müssen sie dagegen alle andere Vortheile entbehren, so trösten sie sich damit, daß sie doch wenigstens diese behalten haben, und sagen stolz, wie Franz I. nach der Schlacht bey Pavia an seine Mutter schrieb: Alles ist verloren, nur nicht die Ehre.

Diese Nation ist also in Kasten oder Tribus getheilt, welche eigene Auszeichnungen und besondere Vorzüge haben. Sie haben Zeichen oder Symbole, sie zu unterscheiden, und es gibt eine Menge Geschäfte und Aemter, die so fest an gewisse Kasten gebunden sind, daß es allen andern verbothen ist, sie auszuüben.

Diese allgemeine Staatseintheilung führt auch die der Herzen und Neigungen mit sich. Jeder ist so an seine Kaste gebunden, daß die Liebe, die er für sie hat, ihn gegen alle übrigen gleichgültig macht. In dem Schooße dieser geliebten Kaste liegen für ihn alle Gefühle, deren

er fähig ist. Sein Vaterland ist ihm fremder als seine Tribus, mag jenes immer durch Krieg, Krankheiten oder Hunger verwüstet werden, mag sich die Regierung ändern, alles das macht nur einen leichten Eindruck auf ihn, in Verhältniß mit dem, den er empfindet, wenn von Unglücksfällen die Rede ist, die seine Kaste betroffen haben, z. B. eine Vermischung mit einer niedrigern, eine innere Veränderung, das Vergessen eines Gebrauchs.

Die Kaste ist ein Erb-Adel, dessen Glanz man immer noch übertreibt, gegen den man alle übrigen herab setzt, und wenn sie selbst eine von denen wäre, deren Nahmen mit der öffentlichen Infamie gestämpelt ist, doch ein Fleckchen auffindet, um sie heraus zu heben. Daraus folgt natürlich, daß niemand einer andern Kaste angehören mag, und daß jede einen moralischen, von allen andern unabhängigen Staat formt.

Man wird manchmahl aus seiner Kaste gestoßen, verliert ihren Nahmen und ihre Vortheile. Dieß Unglück, das größte von allen, geschieht dann, erstlich wenn man aus Verachtung oder Nachlässigkeit einen Gebrauch versieht, der in allen Kasten angenommen ist, z. B., kein Ochsenfleisch zu essen, oder ein berauschendes Getränk zu trinken. Das Ausstoßen aus der Kaste, als Folge solcher ungeheueren Vergehungen, ist eine förmliche Excommunication, eine wahre Verbannung, weil der, den dieß Unglück betrifft, nicht mehr an dem Orte wohnen kann, wo man dieß schreckliche Urtheil über ihn ausgesprochen hat. Allerdings ist es schrecklich; denn es führt die Beraubung des Rechts mit sich, Feuer und Wasser zu gebrauchen. Ein Wäscher würde sich des Vergehens der beleidigten Nation schuldig machen, wenn er einem Ausgestoßenen Dienste leistet; eben so ein Barbier. So sieht nun der Unglückliche, schmutzig, ekelhaft, der nothwendigsten Bedürfnisse beraubt, von aller Welt geflohen

und verabscheut, nichts weiter vor sich, als entweder das Land zu verlassen oder umzukommen. Denn ich weiß mich nicht zu erinnern, daß man ihn je in seine verlornen Rechte wieder eingesetzt habe.

Die zweyte Art, seine Kaste zu verlieren, ist, wenn eine Familie ein Mitglied ausstößt, das sie entehrt hat, oder wenn der Fürst Einzelne oder eine Menge dazu verurtheilt. In den beyden letztern Fällen kann man in der Folge wieder aufgenommen werden; es ist bloß eine vorüber gehende Züchtigung.

Eine dritte Art, durch die That selbst aus seiner Kaste zu treten, besteht darin, daß man sie verläßt, um Mitglied einer andern, jedoch jedes Mahl geringern, zu werden. Dieß geschieht in drey Fällen; erstlich wenn man jemand heirathet, der der Kaste, zu der man gehört, fremd ist; zweytens, wenn man mit einer solchen Person ißt, und drittens, wenn man Speisen genießt, die eine solche Person selbst bereitete, sich Gefäße bedient, die sie benutzt u. s. w., selbst wenn sie auch nicht mit bey Tisch sitzen sollte.

Dagegen verliert man durch den gesetzwidrigsten Umgang mit einer solchen Person eben so wenig als durch die niedrigsten Dienste sein Familienrecht. So leisteten mir meine Diener, ob sie schon Bramen waren, alle Dienste, die ich nur von ihnen verlangen mochte, ohne für ihre Ehre, oder wie sie es nennen, manguimei, zu fürchten. Aber ich hätte sie eher zerreissen können, als daß sie mit mir gegessen, oder eine von mir bereitete Speise, wenigstens so lange es jemand sah, genossen hätten.

Das Verboth ist in allen diesen Stücken so wörtlich und streng, daß eine selbst durch das Gesetz erzwungene Uebertretung doch dieselbe Wirkung hervor bringt, als ob sie freywillig wäre. Man erzählte mir, ein Fürst, der aus einer niedrigern Kaste, als einige seiner Untertha-

nen gewesen, habe die Tochter des einen heirathen wollen, und daher alle Anverwandten des Mädchens eingeladen, sich in seinem Pallaste einzufinden. Dieß sey denn auch geschehen. Darauf habe er, nachdem er vorher Wachen an die Thür gestellt, damit niemand entwischen könne, für sich und jene zu Essen auftragen lassen, sie genöthigt neben ihn zu sitzen, und sie so mit Gewalt seiner Kaste einverleibt, um das unüberwindliche Hinderniß zu heben, das sich außerdem seiner Neigung würde entgegen gestellt haben.

Wer einer andern Kaste auf diese Art zu Theil wird, gehört ihr auf immer, verliert alle auszeichnenden Merkmahle seines frühern Adels, und legt alle Posten nieder, die damit verknüpft sind. Man wird seinen Anverwandten fremd, und die später gebornen Kinder theilen die Erniedrigung ihrer Väter.

Man kann aus allen Kasten Soldat werden, ohne seinem Stande etwas zu vergeben, wenn auch der Officier, unter dem man dient, zu den Parias gehörte. Das geschieht sehr oft. Ich sah Bramen, die bloß gemeine Soldaten waren, von Parias befehligt werden. Ein solcher armer Teufel erhielt von seinem Hauptmanne 20 bis 30 Fuchtel, so oft es diesem gefällig war, ohne daß sein Ansehen als Brame dadurch im mindesten wäre benachtheiligt worden. Doch wären sie ihrer Kaste verlustigt gewesen, wenn sie nur ein einziges Mahl in das Haus desjenigen getreten wären, der sie übrigens nach Belieben abprügeln konnte.

Die Bramen.

Die edelste Kaste ist die der Bramen. Sie ist sehr zahlreich und überall verbreitet. Man kann sie in zwey Theile theilen, in den geistlichen, der die Diener der Religion enthält, und in den weltlichen, aus dem die meisten

gion erhält, und in den weltlichen, aus dem die meisten Staatsbeamten genommen werden. Alle Höfe der Fürsten wimmeln davon. Minister, Gesandte, Richter findet man unter diesen. Sie besitzen alles, ausgenommen die Oberherrschaft; denn ich kenne in ganz Indien keinen Fürsten aus dieser Kaste, obgleich viele aus den mittlern.

Sie sind im Lande sehr geschätzt, obschon sehr lasterhaft, wie ich in der Folge beweisen werde. Aber sie verbergen ihre Fehler unter einem anständigen und ernsten Aeußern. Da sie mehr im Vermögen haben als ihre andern Mitbürger, so haben sie auch einen auffallendern Anzug und Begleitung. Uebrigens ist ihre Gestalt schon ehrwürdig, und sie kommen in Hinsicht der Farbe den Weißen näher.

Die Rajous.

Nach den Bramen kommen die Rajous, oder behaupten es wenigstens. Ihr Nahme bedeutet Könige. Es ist wahrscheinlich, daß sie ehemahls die höchste Gewalt ausübten und durch Fremde besiegt wurden, die ihnen bloß den alten Nahmen ließen. Man findet bey ihnen edle und zarte Gesinnungen, wie selten in den übrigen Kasten. Sie sind stolz, ohne anmaßend zu seyn, und wissen ein gewisses Gefühl ihrer Größe mit einfacher und ruhiger Bescheidenheit zu vereinen. Zufrieden mit der Mittelmäßigkeit des Ranges, den sie den bestehenden Verhältnissen nach einnehmen, sieht man sie nicht wie die Bramen nach Ehrenstellen streben, und sich durch gewisse Posten herab würdigen, um nur mehr Pracht zeigen zu können.

Die Moudelliards und Vellager.

Es ist ziemlich schwer, die dritte Kaste genau zu bestimmen. Die Moudelliards und Vellager machen sie sich streitig und werden es noch lange ohne Erfolg thun, weil

man die Umstände ihres vorigen Ursprungs zu wenig kennt.

Indeß wenn der Nahme Ansprüche gibt, so sollten wohl die Moudelliards den Sieg davon tragen; denn dieß Wort bedeutet genau die erste Person. Auch ist die Benennung in ar ehrenvoll, und wird nicht bloß für die Kaste, sondern für die Benennung jedes Individuums angewendet, einen Vorzug, den weder die Vellager noch selbst die Rajous und Bramen haben. Uebrigens scheinen selbst die Prachtliebe und der Hochmuth, der dieser Kaste eigen ist, anzuzeigen, daß sie zu hohem Range bestimmt ist. Man kann auch noch hinzu fügen, daß bey den Moudelliards der Verstand mehr entwickelt ist als bey den andern Indiern. Sie haben auch mehr äußern Anstand, mehr Leichtigkeit in Geschäften. Sie wachen mit der größten Genauigkeit über der gehörigen Befolgung der Landessitten. Der Fremdenhaß so wie die Idee von der Vorzüglichkeit ihrer Nation ist bey ihnen eingewurzelter. Könnte man nicht daraus schließen, die Moudelliards wären der Ueberrest jener ehemahls durch ihre Kenntnisse, ihren Luxus und ihre Reichthümer so berühmten Indier? Wären sie eben so muthig als sie verschlagen sind, so würde ich noch mehr davon überzeugt seyn; aber sie sind die feigsten von allen.

Jedoch auch die Vellager haben Verschiedenes für sich anzuführen. Schon ihr Nahme könnte etwas sehr Ehrenvolles für sie anzeigen; denn Vellei bedeutet einen Weißen, dann aber auch einen reinen, fleckenlosen Menschen. Villei heißt Werth. So würde denn dieß Wort, wenn man es mit der Endung er verbindet, einen werthvollen, empfehlungswürdigen Menschen bedeuten. Und diese Benennung wäre auch nicht unpassend, weil die Vellagers sanft in ihren Sitten, angenehm im Umgange und wichtig in Hinsicht der Geschäfte sind, die sie

treiben. Sie sind Landleute, Handelsmänner und Financiers. Man würde glauben, sie seyen vom Geschlechte der Rajous, so viel Aehnliches haben sie mit ihnen im Moralischen und Physischen. Sie sind weiß wie diese; ihre Züge sind sanft und ihre Sitten anständig. So auch gleiche Form der Kleidung, gleicher Gang, gleiche Erziehung, gleiche Rechtlichkeit.

Dieß sind die edelsten Kasten Indiens, deren Mitglieder das Ehrenband tragen, nähmlich einige Gebinde leinener Fäden kreutzweise über dem Magen und unter der Achsel. Es gibt noch im Innern des Landes andere, die gleichfalls geachtet sind; aber vielleicht unterscheiden sie sich von diesen bloß durch den Nahmen und die Beschäftigungen, z. B. wie die Eudier oder Schäfer, die Cappoukarer oder Arbeitsleute u. s. w.

Die fünf Hämmer.

Die Kasten, welche unter diesen, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, stehen, scheinen einem ganz andern Volke anzugehören. Man findet bey ihnen weder dieselben Fähigkeiten für Wissenschaften, noch dasselbe Edle im Benehmen, noch so viel Rechtlichkeit in den Neigungen. An der Spitze dieser Kasten stehen 5, die man die 5 Hämmer nennt, und die eine Art von Mittelstand zwischen den edelsten und den gemeinsten Indiern ausmachen. Doch gehören sie, ohne daß ich den Grund davon habe entdecken können, noch mit zum Adel. Es sind dieß die Goldschmiede, Schmiede, Weber, Tischler und Maurer. Man nennt sie die Hämmerkasten, weil sie sich sämmtlich dieses Werkzeugs bedienen. Ich halte sie für die elendesten Einwohner im Lande; denn sie können mit den obern Kasten nicht verkehren,

von denen sie zurück gestoßen werden, und glauben sich wieder zu vornehm, um mit den untern Kasten in Verhältnisse zu tret'n, so daß sie für sich allein stehen und wie Fremde im Lande sind. Auch sprechen sie wenig und heftig, sie sehen traurig und träumerisch aus und sind nicht sehr gesellschaftlich.

Die niedern Kasten.

Die Anzahl der niedern Kasten ist sehr ansehnlich. Es ist eigentlich dort die Hefe des Volks. Man bemerkt zuerst die Saaner; ihr Geschäft ist, den Saft aus den Kokus-Bäumen zu sammeln; dann die Vanner oder Wäscher, welche besonders verachtet sind, weil sie unsauberes Linnen berühren, und endlich die Barbierer. Man könnte auch noch die Schneider hinzu fügen und so mehrere, deren Beschäftigungen mehr oder weniger herab würdigend sind.

Diese letztern Classen werden für so schlecht geachtet, daß sie nur Einen Schritt vor den Parias voraus haben. So scheint es mir auch, als ob man die Chetti oder Kaufleute ebenfalls nicht sehr hoch schätze. Vielleicht weil die Indier alle Europäer für Kaufleute halten.

Die Parias.

Die Parias, über die wir etwas ausführlicher seyn werden, machen den verworfensten Theil der Einwohner Indiens aus. Auch können sie weder in Städten noch Dörfern unter den Choutrer oder Edeln wohnen. Ihre Hütten sind ein bis zwey Flintenschüsse weit von den andern Wohnungen entfernt. Begegnen sie unter Weges einem Edeln, so müssen sie sich gleich entfernen und die Hand auf den Mund legen, als wollten sie verhindern, daß ihr Athem ihn nicht vergifte. Sie dürfen weder in eine Pagode noch in ein Haus, das jemand von einer

Kaste angehört, treten. Geschähe ein solches Unglück, so müßte man die Pagode oder das Haus erst wieder reinigen.

Ich sagte, jemand von einer Kaste angehört; denn die Parias haben gar keine Kaste, und man bezeichnet sie oft mit den entehrenden Worten: Jadi illadavergueul, d. h. Leute ohne Kaste.

Doch halten sich die Parias deßhalb nicht für überwunden. Sie nehmen den stolzen Nahmen, Vallangueimattar, d. h. Personen der rechten Hand an, und dann sind alle Edeln nichts als Pikeimattar, d. h. Menschen von der linken, schmutzigen Hand. Denn die Indier bedienen sich der linken Hand, bloß, um nach natürlichen Entledigungen sich zu waschen, sie bringen sie nie an den Mund oder ins Gesicht. Pi bedeutet Koth.

Jener Nahme, den die Parias in allen öffentlichen Schriften annehmen, wird ihnen auch von niemand streitig gemacht, und scheint zu beweisen, daß sie nicht stets so herab gewürdigt lebten. Wer weiß, ob sie nicht das ursprüngliche Volk waren? Sie sind viel robuster und mehr an das Klima gewohnt als die andern, ihr Gesicht ist schwärzer und zeigt an, daß sie länger der Sonnenhitze ausgesetzt waren, die diese Gegenden versengt. Sie scheinen mit mehrerer Leichtigkeit, obgleich geringer Auswahl und Zierlichkeit zu sprechen. Sie haben alle dieselbe Geistesstimmung, denselben Charakter, dieselben Tugenden und dieselben Laster, während es in den andern Kasten in alle dem unendliche Verschiedenheiten gibt.

Wie dem auch sey, hielten die Parias etwas auf Ehre, so würden sie außerordentlich zu beklagen seyn; denn man achtet sie durchaus nicht, außer bey den Armeen, wo die Fürsten mehr auf Verdienst als Geburt sehen. Aber diese so verachteten Menschen benutzen noch selbst die Verachtung, mit der man sie bezeichnet; indem sie sich dadurch von allen Gesetzen des Anstandes, welche

die Kastenleute beobachten, für befreyt erachten. Sie trinken berauschende Getränke, nehmen mit allen Händen und essen alles, was ihnen Vergnügen macht. Sie verehelichen ihre Töchter an Officiere oder Kaufleute *); stirbt der Gatte, so kann sich die Witwe wieder verheirathen. Die Parias treiben ungestraft alle Arten von Geschäften. Da sie sehr industriös sind, so leben sie, wo andere vor Hunger sterben würden. Man findet unter ihnen sehr geschickte Schuster — Saquillier — die ein Paar Schuh für 8 — 9 Sous verkaufen und doch noch so viel dabey verdienen, um trinken und sich betrinken zu können. Dieß ist aber doch nicht ohne Nachtheil; denn da sie geborne Scharfrichter sind, so erfüllen sie in der Trunkenheit diesen Beruf schlecht und lassen ihre Patienten lange leiden.

Die Parias können essen, was sie wollen, selbst Rindfleisch; aber es ist ihnen nicht erlaubt, diese Thiere zu tödten. Sie müssen sie eines natürlichen Todes sterben lassen; dann können sie die Cadaver ausweiden, und das Fleisch verspeisen. Es sieht wirklich sonderbar aus, wenn so ein 20 Parias, jeder mit einem Messer in der Hand, rund um einen Ochsen oder eine Kuh sitzen, die eben ihren letzten Seufzer aushauchen wollen. So bald das arme Thier zum letzten Mahle geseufzt hat, macht sich jeder der Umsitzenden an die Arbeit und schneidet sich sein Stück ab.

*) Nichts beweist mehr, wie sehr die Weißen in Indien verachtet werden, als das wenige Aufsehen, welches Verbindungen der Vornehmsten mit den Töchtern der Parias machen. Man sieht Ober-Officiere, ja Gouverneurs sich so weit vergessen, und niemand sagt ein Wort darüber. Die Indier glauben, der angesehenste Europäer thue keine Mißheirath, wenn er sich seine Gattinn aus dem Wegwurfe ihres Landes wähle.

Eingestehen muß man, daß die Unreinlichkeit der Parias einer ihrer Hauptfehler ist, und unstreitig ist dieß zum Theil die Ursache des Abscheues, den sie einflößen. Ich bin manchmahl, wenn sich mir Parias näherten, fast ohnmächtig geworden; denn sie waren in Felle gehüllt, die noch den Krankheitsstoff des Aases an sich trugen, das sie so eben ausgescharrt hatten, um ihre Weiber und Kinder damit zu tractiren.

Als man mir einmahl einen Paria anzeigte, der Fleisch an einem Fasttage gegessen hatte, und ich ihn deßhalb zur Rede stellte, suchte er sich folgender Maßen zu rechtfertigen: Sapouta podou, sorou naroudendou manecceham iroucoudendou candoupoudichen; d. h. „Ich that es unwissentlich. Als ich aß, ward ich gewahr, daß der Reiß übel roch, und dadurch merkte ich erst, daß Fleisch darin war."

Die Gebräuche der Kasten.

Wir wollen nun einen kurzen Begriff der Gebräuche geben, die am allgemeinsten bey den Kasten üblich sind, und die man durchaus streng beobachten muß.

Der erste ist der wesentlichste, das Enthalten vom Rindfleische. Wir werden anderswo sehen, daß Ungehorsam hierin für Gotteslästerung gilt. Diese Sitte wird von einem Ende Indiens bis zum andern aufs strengste beobachtet, und ist so bestimmt vorgeschrieben, daß eine entgegen gesetzte Sitte gar nicht Statt finden könnte, wenn man nicht alle Gewohnheiten ändern, und den ganzen Widerwillen dieser Völker, die nun einmahl einen festbegründeten Abscheu gegen dieß Nahrungsmittel haben, überwinden wollte.

Zweytens müssen sie sich aller berauschenden Getränke enthalten. Auch dieser Gebrauch wird nie verletzt.

Drittens dürfen sie kein Leder anrühren. Dieß ist sehr unbequem und macht einen Umschlag um alles nöthig,

was daraus bereitet ist, als um Sättel, Zügel, Steigbügel, Bücher u. s. w.

Viertens sollen sie nie mit jemand essen, der aus einer niedrigern Kaste ist.

Fünftens dürfen sie keine Nahrung zu sich nehmen, die ein Paria, Türke, Jude oder Europäer bereitet hat. Ich habe jedoch Indier aus guten Kasten gekannt, die sich lieber über dieß Verboth hinweg setzten, als daß sie eine leckere Schüssel hätten stehen lassen.

Sechstens ist ihnen verbothen, das Haus eines Parias zu betreten, und sie dürfen nicht erlauben, daß einer in ihr Haus komme. Wir werden weiter unten sehen, wie nachtheilig diese Sitte den Fortschritten der christlichen Religion in Indien ist. Was ich aber nicht begreife, ist, daß die Indier in die Häuser der Weißen kommen und auch diese wieder bey sich sehen. Wahrscheinlich wurde dieß Gesetz gegen die Parias zu einer Zeit gegeben, wo die Indier nicht vermutheten, daß jemahls Fremde sich unter ihnen ansiedeln würden. In ihrem Gesetzbuche steht also ein Fall nicht, den sie nicht voraus sahen, und so urtheilten sie dann, ihr Vortheil heische eine günstige Auslegung für die geselligen Verhältnisse mit denjenigen Personen, die das Gesetz doch nicht ausdrücklich ausgeschlossen habe. Gewissenhaftere Indier wuschen jedoch den Platz, wo wir in ihren Häusern gesessen hatten.

Siebentens dürfen sie sich nicht außer ihrer Kaste vermählen, und die Weiber müssen nach dem Tode ihres ersten Mannes Witwen bleiben. Man streitet sich über die Ursache dieser letzten Vorschrift. Einige sagen, sie sey deßhalb da, weil die Weiber oft ihre Männer, so bald sie Verdruß mit ihnen hätten, oder ein Fremder ihr Herz erobert habe, vergifteten. Das ist nicht unwahrscheinlich. Ich denke jedoch vielmehr, da die Männer die Gesetze gemacht haben, so haben sie dieß gegeben, um ihre

Weiber zu nöthigen, sorgsamer und eifriger über der Erhaltung ihrer Männer zu wachen.

Die achte Sitte ist die, keinen Todten anzurühren, und im Fall man dazu genöthigt gewesen wäre, wie z. B., die Anverwandten eines Verstorbenen, nicht in das Haus zu kommen, bis man sich gewaschen habe. Es gibt noch andere unreine Berührungen, die zur Reinigung nöthigen. Gewisse Thiere theilen dem, was sie berührt, eine gesetzliche Unreinigkeit mit; Hunde z. B. Ist das Instrument, das sie berührt, Metall, so ist es genug, wenn es gewaschen wird; aber ist es von einem zerbrechlichen Stoffe, so muß es in Stücke zerschlagen werden.

Man kann es sich kaum einbilden, wie sehr die Indier an diesen Gebräuchen hängen. Hierzu kommen nun noch eine Menge anderer, von denen ich gar nicht spreche, weil sie weniger in die Augen fallend oder nicht so allgemein sind.

Achte Abtheilung.

Von den gewöhnlichsten Krankheiten in Hindostan und den Mitteln, die man anwendet, um ihnen vorzubeugen oder sie zu heilen.

Da Indien ein vollkommen gesundes Land ist, da die Sitten dort sehr unverdorben, die Arbeiten mäßig und die Nahrungsmittel sehr zuträglich sind, so sind auch die Körper fest und stark. Der Beweis dieser Kraft liegt in der unermeßlichen Bevölkerung Indiens. Auch tragen die Gewohnheiten der Indier außerordentlich dazu bey, sie gesund zu erhalten.

Sie baden sich unausgesetzt, von Kindheit an jeden Tag und bey allen Jahreszeiten. Sind sie durch ihre Arbeiten ermüdet, so laufen sie in den nächsten Teich, um ihr erhitztes Blut abzukühlen. Hat der Weg ihren Körper mit Staub bedeckt, so spülen sie dieß alles in einem wegen der Hitze der Atmosphäre stets milden Wasser ab. Dieses Wasser wäscht und reinigt sie, es eröffnet die Poren einem wohlthätigen Schweiße, kurz das Bad ist der gewöhnliche Arzt, oder vielmehr der Pflegevater der Gesundheit.

Die Gewohnheit, sich den ganzen Körper mit Oehl einzureiben, ist nach meinem Ermessen auch ein herrliches Mittel gegen eine Menge Zufälle und Unbequemlichkeiten. Diese oft wiederhohlten Salbungen erfrischen und mäßigen die Feuchtigkeiten, und schützen den Körper gegen die Berührung gewisser zu warmer oder zu kalter Winde. Wer weiß ob dieser Gebrauch nicht auch zum Theil die Ruhe der Leidenschaften und die Gleichheit des Charakters hervor bringt? Ich rede nicht einmahl von der Geschmeidigkeit, die das Oehl den Gliedern gibt, und die bey den Indiern so groß ist, daß sie ohne alle Mühe die dem Anscheine nach peinlichsten Stellungen machen, und so lange, als sie wollen, darin verbleiben.

Zwar mäht auch hier der Tod wie anderswo jedes Alter hinweg; aber man sieht doch wenig junge Leute beerdigen, sie müßten denn das Opfer irgend eines besondern Zufalls geworden seyn. Man sieht in Indien Menschen, die die Natur dazu gebildet zu haben scheint, ihre Dauer nach der ihrigen abzumessen. Ein ganzes Jahrhundert kann sie nicht zerstören, und diese Greise können noch alle ihre Sinne, alle ihre Kräfte bis zu dem Augenblicke brauchen, wo sie endlich den allen Sterblichen auferlegten Tribut zahlen müssen. Ich sah mehrere von 100 Jahren, die noch frisch wie Jünglinge waren. Nur

zweyer will ich erwähnen, die mich besonders interessirten. Der eine erinnerte sich aufs genaueste aller Vorfälle in seinem Vaterlande seit 104 Jahren. Er besaß ein richtiges Urtheil, eine große Fertigkeit im Sprechen und viel Salz und Laune. Uebrigens war er robust wie ein Mann von 45 Jahren und von fester Constitution. Sein Gesicht war voll, ohne Runzeln und von guter Farbe. Er hatte nicht einen einzigen Zahn, nicht ein Haar verloren; diese waren dicht, und so wie Bart und Augenbraunen fast ganz schwarz. Ich ließ ihm zu essen geben; er aß so viel als zwey Menschen von mittlerem Alter gewöhnlich essen. Dann kehrte er zu Fuß in sein Dorf zurück, woher er des Morgens gekommen war, und dieß machte doch zwey gute Meilen für diesen Tag. Was mir aber noch außerordentlicher schien, war dieß, daß dieser Mann mit seinem hohen Alter gar kein Aufsehen erregte, daraus mußte ich schließen, daß ein so langes Leben nichts Unerhörtes sey, und daß es wohl noch mehr als einen Patriarchen wie er gebe.

Die andere Person war eine Frau, Mutter einer großen Menge Kinder, die alle auch schon sehr alt waren. Sie war wohlbeleibt, noch frisch, und konnte sechs Stunden hinter einander schwatzen. Sie bezauberte mich durch ihre Art zu erzählen, indem sie nähmlich den Styl der Propheten nachahmte. So glaubte ich eine neue Debora vor mir zu sehen. 50 und 60 Jahr waren bey ihr wie gestern und heute. So sagte sie zu mir, indem sie mit vielem Anstande dazu gesticulirte: Sehen Sie, Herr, dieser Leib hat so viele Kinder getragen, diese Brüste haben sie gesäugt; aber die Unglücklichen haben den Gott ihrer Mutter verlassen.

Dieses schöne Greisenalter flößt eine billige Ehrfurcht ein; denn man kann nicht zweifeln, daß diese ehrwürdigen Wesen nur dadurch einen so langen Lauf des Lebens

zurück gelegt haben, weil sie in Unschuld und der Ausübung jener Tugenden lebten, die den Körper vor Verderbniß bewahren.

Wie gesund aber auch immer das Klima in Hindostan seyn möge, welche Hoffnung man sich auch mache, mittelst gehöriger Vorsichtsmaßregeln, z. B. warm zu trinken, des Abends wenig zu essen, sich oft zu baden, vor Erkältungen in Acht zu nehmen, die Ausdünstung zu befördern, und vorzüglich alle Excesse zu vermeiden, lange einer guten Gesundheit sich zu erfreuen, das Urtheil ist doch auch hier gesprochen. Man stirbt in Indien ebenfalls wie anderwärts. Wahr ists, die meisten unserer Krankheiten wagen es nicht, dieß schöne Klima zu verunreinigen. Es gibt dort wenige Fieber, und sie sind fast nie gefährlich. Gicht, Rheumatismus, Katarrh, Migraine u. s. w. plagen dort nur die, welche schon in Europa an diesen Uebeln litten, oder dort große Unvorsichtigkeiten sich zu Schulden kommen lassen; aber was auch die Ursache der Krankheiten seyn möge, und für so eingewurzelt man sie auch hätte, sie sind in Indien weit weniger hartnäckig als überall. Doch hat dieß Land dafür auch eigenthümliche Krankheiten, die zu demselben Ziele führen, wie die unsern.

Zuerst gibt es von Zeit zu Zeit atmosphärische Fieber, d. h. die Luft bringt die Keime dazu aus den Gegenden mit, über die sie weht, aus Afrika, Arabien, Persien und Thibet.

Ein Fieber von dieser Art wüthete gegen das Jahr 1780 an der Küste von Coromandel. Jedermann ward davon befallen. Die Symptomen, die es ankündigten, waren ungefähr dieselben, wie bey der Pest. Schwindel, Ermattung, Schmerzen in den Gelenken; aber diese Epidemie hatte keine gefährlichen Folgen. Die Kranken waren in 3 Tagen durch gute Diät und häufiges Trinken geheilt.

Eine gefährlichere Krankheit als diese, die aber den Indiern so eigen ist, daß ich noch nicht einen einzigen Franzosen daran habe leiden sehen, ist eine Hautkrankheit, die dem Aussatze ähnlich ist. Sie zeichnet die Körper wie einen Damhirsch schwarz und weiß. Man machte in der Gegend von Pondichery einen Versuch, diese sehr weit verbreitete Krankheit zu heilen. Ein Arzt behauptete, wenn der Kranke jeden Morgen zum Frühstück 5 bis 6 große Eidechsen, denen die Haut abgezogen sey, esse, so werde er unfehlbar genesen. Man sprach viel von diesem Mittel; aber man hat ohne Zweifel vergessen, die Curen bekannt zu machen, die dadurch zu Stande gebracht worden sind. Vielleicht erlangte man keinen andern Vortheil dadurch, als daß mehrere Monathe hindurch ein Vertilgungskrieg gegen die Eidechsen begann. Alles das, was ich davon weiß, ist dieß, daß die Errichtung des Krankenhauses bald nachher ins Werk gesetzt ward.

Die Krankheit, von der ich jetzt sprechen werde, ist mörderischer als die vorhergehende, aber weniger gemein. Sie fängt mit einer Geschwulst an, die sich an einem Wirbelbeine zeigt, und in kurzer Zeit so groß wird, wie ein halbes Straußeney. Sie ist dann weich und voll Materie. Der Kranke ist nun in doppelter Gefahr; denn öffnet man den Absceß nicht, so frißt die Materie die Wirbelbeine an, bringt das Fleisch in Fäulniß und löst es auf. Oeffnet man ihn, so erschöpft die große Menge von Blut und Materie, die daraus fließt, gewöhnlich den Kranken aufs äußerste und bringt ihn ins Grab. Man muß eine sehr feste Constitution haben, um eine solche Operation zu überstehen. Bey dieser Krankheit untersagt man den Kranken alles Kühlende, Luft und Wasser.

Die Würmer reiben auch die Indier sehr auf. Ich

rede hier nicht von denen, die oft auch die Kinder in Europa peinigen, daraus macht man sich nichts; aber es gibt Würmer, die ihre Wohnung in den fleischlichsten Theilen des Körpers, an den Oberschenkeln, den Beinen u. s. w. aufschlagen, und deren Gegenwart sehr gefährlich ist. So bald man sich des Uebels vergewissert hat, reitzt man den, der es verursacht, bis an einen gewissen Punct hin, wo man eine Oeffnung macht, und diese in Eiterung übergehen läßt. So wie der Wurm sich nur ein wenig sehen läßt, ergreift man ihn und windet ihn so lange, als man keinen Widerstand merkt, auf eine kleine Papierrolle. Man befestigt das Aufgerollte mittelst einer Ligatur auf die Wunde, und fährt Tag für Tag mit derselben Vorsicht im Aufwinden fort, bis man die beyden Enden des Wurms vor sich sieht, ohne ihn zerrissen zu haben.

Doch sind alle diese Krankheiten selten. Von 1000 Einwohnern ist nicht einer aussätzig, von mehr als 2000 bekommt nicht einer einen solchen Absceß. Der Schenkelwurm ergreift höchstens einen oder zwey Einwohner einer ganzen Stadt; aber der Tod hat auch noch andere Vorläufer, die sein Nahen anmelden und seine mörderischen Plane ausführen.

Die Ruhr ist in Hindostan der betretenste Weg, um von dannen zu scheiden. Von 100 Personen sterben gewiß 98 an dieser Krankheit, und es ist kein kleiner Trost in der Regel sicher zu seyn, daß man sanft, ohne Todeskampf, bey völliger Besinnung und noch mit seinen Freunden sprechend sterben werde. Man rechne dazu noch, daß die Ruhr, indem sie alle Fäden der Maschine nachläßt, abgespannt und gleichgültig gegen alles macht, was man sieht und besitzt, und jetzt verlassen soll.

Das beste Mittel gegen die Ruhr, wenn sie noch nicht tödtlich geworden, ist der Gebrauch des Reißwassers,

ohne irgend eine andere Nahrung zu sich zu nehmen. Ein berühmter Französischer Arzt, Herr Sauri aus Montpellier, hat mich versichert, daß er, als diese Krankheit bey einer Karavane, die durch die Wüsten von Bagdad und Balsora ging, sich zeigte, alle Kranke durch dieß Reißwasser geheilt habe, ohne daß man genöthigt gewesen sey, die Reise zu unterbrechen.

Gewiß würde auch Hindostan für Botaniker und Aerzte sehr schätzbare Entdeckungen an die Hand geben. So findet man z. B. in den Gegenden von Ponganour ein Kraut, welches Brüche in 24 Stunden wieder zusammen zieht. Die Jesuiten in Pondichery besitzen Mittel gegen die Wuth, welches sofort diese Krankheit heilt, wenn auch die Wasserscheu selbst schon ausgebrochen wäre. Auch haben sie einen Balsam unter dem Nahmen bitterer Tropfen, der bey allen Unverdaulichkeiten, bey schweren Niederkünften und bey den tiefsten und gefährlichsten Wunden außerordentliche Dienste leistet.

Man stößt in Indien auf Aerzte, die bewunderungswürdige, und nie fehlende Geheimnisse besitzen, ob sie schon übrigens nicht sehr geschickt sind. Ich hatte das Glück, einen zu Bengulur zu finden, der mittelst dreyer Tränke eines Materials, dessen Zusammensetzung ich nicht kenne, in 24 Stunden das Fieber meines Reisegefährten, das doch schon 40 Tage gedauert und sehr beunruhigende Zeichen an sich hatte, heilte. Acht Stunden, nachdem der Kranke die letzte Dosis genommen hatte, setzte er sich zu Tische und konnte essen, was er wollte.

Die Aerzte werden in Indien in großen Ehren gehalten; auch müssen die Missionarien diese Kunst in etwas verstehen, um sich mehr Zutrauen zu erwerben. Aber einige Familiengeheimnisse ausgenommen, ist die Arzeneykunst noch sehr in ihrer Kindheit in diesem Lande. Es ist eine bloße Routine, die aber doch guten Erfolg hat,

weil sie auf Erfahrung gegründet ist. Ich habe vortreffliche Französische Aerzte sich an den Küsten niederlassen sehen, die aber alle ihre Kranken tödteten, weil sie sie nach der ihnen eigenen Theorie oder selbst nach der Praxis unseres Klimas behandelten, während Indische Charletans bewundernswürdige Curen verrichteten. Dieß gilt eben so von der Chirurgie. Ich entsinne mich, daß alle Blessirte, welche die Französischen Chirurgen während der Belagerung von Pondichery amputirten, an den Folgen der Operation starben. Ein Malabarischer Chirurgus, dem dieß auffiel, nahm eine Menge Verwundete in sein Haus, amputirte sie nicht, und sie genasen alle. Der Gebrauch einfacher Arzeneymittel und strenge Diät sind die hauptsächlichsten Mittel, deren sich die Aerzte jener Gegenden bedienen. Sie kennen weder Aderlässe, noch Vomitive, noch Kräutertränke, noch eine Menge anderer Dinge, wodurch man die Natur mehr erschöpft, als ihr zu Hülfe kommt.



Zu Perrin's Reisen nach Ostindien.

